

Der Nationalhumanist
Erich Loß

(1878-1941)

Herbert Hoffmann-Loss

Meckenheim 2009 (letzte Korrektur 2012)

Inhalt

	Seiten:
Einleitung	III – V
Herkunft, Jugend und Studentenzeit	1-7
Das mysteriöse Duell mit Rudolf Borchardt	8-11
Lehrer in Ilfeld, Heirat, Oberlehrer in Stade (1903-1914)	12-20
Weltkrieg	21-23
Direktor in Northeim – Rede zur Amtseinführung 1916	24-30
Die ersten Northeimer Jahre (1916-21)	31-42
Gefallenenrede 1921	43-48
Die weiteren Northeimer Jahre (1922-27)	49-52
Oberschulrat in Schleswig (1928-36)	53-63
Ruhestand in Göttingen (1936-41) – Jesusvortrag 1937	64-72
Anhang 1: Rede zur Amtseinführung in Northeim 1916	73-80
Anhang 2: Gefallenenrede 1921	81-89
Anhang 3: Vortrag über Jesus und jüdisches Volkstum 1937	90-101

Einleitung

Der Historiker Fritz Stern hat 2007 in einem Gespräch mit der ZEIT gesagt, die Beschäftigung mit den schriftlichen Zeugnissen seiner Familie habe ihm bestätigt, dass im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts auch schon diejenige Seite von dessen Wesen geschlummert habe, die für die Katastrophe des 20. Jahrhunderts verantwortlich war. Es habe in Deutschland keine unbeschädigte Bürgerlichkeit gegeben.

Auch die umfangreichen Lebenserinnerungen meines Urgroßvaters Rudolf Mücke (1849-1930)¹ bestätigen diesen Befund, viel mehr noch übrigens die Bekenntnisschrift „Leben aus Führung“ meines Großvaters Richard Hoffmann (1877-1935)², der bis zum Ende des Ersten Weltkrieges preußischer Offizier gewesen war und später als erzkonservativer, frommer Landpfarrer sein Herz nur zu bald auf den braunen Messias richtete.

Aber auch mein anderer Großvater Erich Loß ist ein Beispiel für das Problematische jener deutschen Bürgerlichkeit. Zwar lachte er – so später meine Mutter – über „Mein Kampf“ und die „Würstchen mit den Senftöpfen“ - die SA -, aber er gehörte ganz derselben deutschnationalen Bürgerwelt an, die auch diejenige seines Schwiegervaters Rudolf Mücke war. Loß und Mücke waren „Schulhumanisten“, Altphilologen im Dienste des humanistischen Gymnasiums und erfüllt von dessen Bildungsauftrag für die Elite Deutschlands. Sie dachten „nationalhumanistisch“, wie fast alle Absolventen des humanistischen Gymnasiums, zu denen ja auch sie selbst gehörten.

Einen universal orientierten „politischen“ Humanismus, wie er im 17. Jahrhundert in den heranwachsenden nationalstaatlichen Gesellschaften Englands, Frankreichs und der Niederlande entstanden war, gab es für diese deutsche Bürgerwelt nicht. In Deutschland hatten Aufklärung und Französische Revolution dem Humanismus der allgemeinen Menschenrechte und einer auf sie gegründeten Völkergemeinschaft keine Breitenwirkung verschaffen können. Dort kam es vielmehr zu jenem „Nationalhumanismus“, der ein Kernstück des verhängnisvollen „deutschen Sonderweges“ war.

Nationalhumanistisch – d. h. weit mehr deutschnational als humanistisch - geprägt sind auch die wenigen mir vorliegenden schriftlichen Zeugnisse meines Großvaters Erich Loß. Unter ihnen ist seine Rede zur Einweihung des Gefallenendenkmals seines Northeimer Gymnasiums 1921 von bestürzender Schrecklichkeit. Hier liegt schon das ganze Arsenal an Bildern, Gedanken und Begriffen bereit, das Hitler und die SS später für ihre Totenfeiern benötigten. Es zeigt sich hier

¹ s. „Tag und Dämmerung einer deutschen Bürgerwelt – Die Lebenserinnerungen Rudolf Mückes“, hsg. (digital) vom Verf.; Zitate daraus sind im folgenden mit LE („Lebenserinnerungen“) und der Angabe des betreffenden Paragraphen gekennzeichnet.

² Unter dem Titel „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“ vom Verf. als Buch (Berlin 2007) veröffentlicht

wieder einmal: Die Nazis brauchten nichts mehr neu zu erfinden, es war alles schon da.

Als Pädagoge war Erich Loß eine respekteinflößende und von seinen Schülern bewunderte Persönlichkeit, als Schul- und Abteilungsleiter ein Mann von Durchsetzungsvermögen und klarem Blick. Daneben ist es nicht viel Glückliches und Erfreuliches, was sich zu seinem Bilde zusammenfügt. Mit seinem Egoismus, seiner Knauserie mit dem Haushaltsgeld und seinem Befehlston gegenüber Frau und Kindern und seinem Mangel an „Herzensbildung“ (wie man es im 19. Jahrhundert nannte), aber auch mit seinen Schwächeanfällen und Tränenausbrüchen war er so etwas wie der pathologische Typus des wilhelminischen Herrenmenschen.

Seit dem Ersten Weltkrieg war er ein geschlagener Mann und blieb es bis zu einem gewissen Grade bis zu seinem relativ frühen Tode 1941. 1915 kriegsuntauglich geworden, litt er wie alle seinesgleichen tief unter der Niederlage und Not des Vaterlandes. Schwere und jahrelang wiederkehrende physische und psychische Störungen – die teilweise damit zusammenhängen – kamen hinzu. Zugleich und typischerweise war mein herrischer Großvater mit einer in vieler Hinsicht schwachen und hilflosen Frau verheiratet, die außerdem seit ihrer Kindheit an einer immer wieder ausbrechenden Knochenerkrankung im linken Arm litt, der seither steif war. 1919 trat bei seinem 1912 geborenen einzigen Sohn Fritz eine unheilbare Muskelatrophie zutage, an der er 1928 starb. Seine ältere Tochter Hildegard erwies sich als so unbegabt, dass sie praktisch nicht ausbildungsfähig war – wie man es heute nennen würde –, wodurch sie ihrem Vater zunehmend Kopfzerbrechen bereitete.

Dagegen hätte Erich Loß an seiner 1910 geborenen jüngeren Tochter Agnes, meiner späteren Mutter, durchaus seine Freude haben können. Ihre Aufgewecktheit und Spottlust waren eigentlich ganz nach seiner Art. Aber eben dies waren auch Eigenschaften, die er bei Frauen nicht liebte. Vor allem aber war abzusehen, dass sie ihrer hilflosen Mutter bald über den Kopf wachsen würde. Als sie sich mit zehn, elf Jahren immer energischer gegen sie – und damit indirekt auch gegen ihn selbst – auflehnte, gab er sie zu den Großeltern Mücke nach Göttingen.

Altphilologische Publikationen gibt es m. W. von Erich Loß nicht, Briefe von ihm sind nicht erhalten – beides wohl nicht zufälligerweise, denn weder Gelehrtenfleiß noch Briefeschreiben waren seine Sache.

Von umso größerem Wert als Quelle sind deshalb die erwähnten umfangreichen handschriftlichen Lebenserinnerungen seines Schwiegervaters Rudolf Mücke, ab 1898 Gymnasialdirektor in Aurich, Ilfeld und Hannover. Im anschließenden Ruhestand in Göttingen war er von 1916-1924 noch Leiter des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes bei der dortigen Universität. Die räumliche Nähe beider in Göttingen und Northeim von 1916 bis 1927 führte zu vielen unmittelbar dem Alltag entspringenen Äußerungen Rudolf Mückes über seinen Schwiegersohn.

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Einleitung

Zu den Lebenserinnerungen meines Urgroßvaters kommt ein gesondertes Tagebuch „Agnes Loß“ hinzu, in dem er über das Leben der beiden alten Mückes mit ihrer Enkelin berichtet, deren Erziehung sie von 1921 bis zu ihrem Abitur 1929 übernommen hatten.³ Übrigens dürfte ein solches Zeugnis einer Generation über die übernächste ziemlich einzigartig sein.

Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, dass ich glücklicherweise auch die nach bewährter Praxis in Beamtenfamilien sorgfältig aufgehobenen amtlichen Dokumente zu den Lebensstationen meines Großvaters, wie Zeugnisse, Ernennungsurkunden usw., besitze und auf sie zurückgreifen konnte.

Noch ein Wort zu dem Bild meines Großvaters, das bei seinem Schwiegervater entsteht. Es ist erwartungsgemäß nicht günstig. Indessen sehe ich die Richtigkeit seiner Darstellung durch die vielen späteren Erzählungen meiner Mutter bestätigt. Die Charaktere der beiden Männer konnten verschiedener nicht sein. Zwar gab sich der von Grund auf redliche und wohlmeinende Rudolf Mücke alle Mühe, dem Anderen gerecht zu werden, und dazu gaben ihm dessen Fähigkeiten auch durchaus Anlass; aber er musste auch immer wieder seinem Ärger über den Egoismus und nicht zuletzt den hohen Geldbedarf des Schwiegersohnes Luft machen, zumal dieser es an Rücksicht und Dankbarkeit gegenüber den groß-zügigen Schwiegereltern fehlen ließ.

³ Rudolf Mücke, „Agnes Loß“ – Tagebuch über das gemeinsame Leben mit der Enkelin von 1921 bis 1929“, hsg. (digital) 2009 vom Verf.

Herkunft, Jugend und Studentenzeit

Carl Fritz Erich Loß wurde am 18. März 1878 in Blankenburg am Harz geboren. Die Familien seines Vaters Rudolf Loß und seiner Mutter Agnes, geb. Behnecke, waren in der Gegend ansässig, bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts recht wohlhabend und Inhaber auch städtischer Funktionen. Die Loß waren „Einnehmer“ und „Amtszimmermeister“, die Behneckes „Schafmeister“ (für die 10.000 Schafe der Stadt Blankenburg). Ein Onkel von Erich Loß war Pastor und Superintendent gewesen, was meinen Großvater im Alter anregte, nach Vorfahren der Loß zu forschen. Dabei stieß er, wie aufgehobene Notizen von seiner Hand zeigen, auf Humanisten seines Namens, sogar auf einen Minister des sächsischen Hofes im 18. Jahrhundert, Christian von Loß, der in Ungnade gefallen und dann wohl auch seines Adelstitel verlustig gegangen war. Nur waren die zugehörigen verwandtschaftlichen Beziehungen nie wirklich nachzuweisen. Der Name Loß - niederdeutsch für „Luchs“, analog zu Voss für „Fuchs“, wie mein Großvater annahm¹ – kommt zwar nicht häufig vor, ist aber auch nicht allzu selten.

Meine Urgroßeltern Loß hatten 1872 geheiratet und waren beide, wie gesagt, von Hause aus nicht unvermögend. Rudolf Loß war Bauunternehmer und nannte sich „Architekt“. Gegen Ende der achtziger Jahre jedoch ging er nicht ohne seine Schuld bankrott. Auch das in die Ehe mitgebrachte Vermögen seiner Frau ging dabei verloren. Im bis 1920 verfassten Teil seiner Aufzeichnungen schreibt Rudolf Mücke – noch zurückhaltend - dazu, die Familie sei „*durch verkehrte Spekulationen des Vaters in Vermögensverfall geraten*“ (LE §325). (Später drückte er sich, wie sich noch zeigen wird, schärfer aus.) Deshalb habe die Familie ihre Heimatstadt Blankenburg verlassen. Vater Loß, fährt Mücke fort, sei dann in verschiedenen seinem Beruf entsprechenden Anstellungen tätig gewesen (vermutlich nacheinander an mehreren Orten, von denen der erste Frankfurt a. M. gewesen sein könnte, s. u.). 1906 habe er „*seinen Wohnsitz in Hannover genommen, um eine Erfindung zu verwerten, durch die dem beständigen Schienenaufreißen der elektrischen Bahn, das infolge Abnützung der Unterbauten nötig war, ein Ende gemacht werden sollte. Es handelte sich um eine Masse, die mit Maschinendruck in die entstandenen Hohlräume eingepresst wurde, dort verhärtete und so eine feste Grundlage herstellte.*“

Mir fällt dazu die verblüffende Ähnlichkeit mit dem Schicksal der Familie Konradin Hoffmanns auf, meines Urgroßvaters väterlicherseits. Der war um jene Zeit ebenfalls gescheitert, und zwar als Wirtschaftsverwalter und Unternehmer in der Nähe von Görlitz. In den 1890-er Jahren musste er in der nahen Großstadt sein Auskommen als Angestellter der Straßenbahngesellschaft finden. Auch er – seltsame Parallellität – wurde, wie man erzählte, bei der Straßenbahn zum Erfinder: Er

¹ Mir scheint ein vorgeschichtlicher Landschafts- oder Flurname, und zwar eines der vielen alteuropäischen Synonyme von „Aue“ – mit Bedeutungsschwankung von Fluss über Flussniederung bis Wiesenland – wahrscheinlicher. So gibt es in Thüringen einen Fluss namens Losse. Auch die Namen Lossow und Lostau könnten darauf hindeuten.

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Herkunft, Jugend, Studentenzeit

soll eine besondere Schmiere erfunden haben, die das Quietschen der schweren Wagen in den Schienenkurven verhinderte.

„*Erichs Vater*“, schrieb Rudolf Mücke 1920 (LE §326), „*war [1906] sehr zuversichtlich und glaubte fest, dass seine Erfindung seine Familie wieder in die Höhe bringen werde. Die selbstlose, ungemein tatkräftige Mutter, die durch ihre Energie nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Familie in den Tagen der Not über Wasser zu halten, war viel weniger zuversichtlich. Erich hatte drei Schwestern und zwei Brüder, die ich gelegentlich, z. T. schon damals, kennen lernte, alle gut erzogen.*“

Rudolf Loß starb 1910 in Hannover. Seine Frau, die später von Erichs Kindern besonders geliebte Großmutter Agnes Loß (von der eine ihrer Enkelinnen, meine Mutter, ihren Namen erhielt), eine kleine, gütige, tief erschöpfte Frau mit der Adlernase der Behneckes in ihrem feinen Gesicht, war im Alter weitgehend mittellos und lebte reihum bei den Familien ihrer Kinder. „*Erichs Vater*“, so Rudolf Mücke (a. a. O.), „*lebte in guten Tagen drauflos und fragte nicht: was dann? In den schlechten wurde der Schmachtriemen eng gezogen. Er nannte das 'kaufmännische Sinnesart'*“.

Für die Ausbildung Erichs und seiner Geschwister sorgten Blankenburger Verwandte. Der ältere und der jüngere Bruder Erichs, Oskar und Paul, wurden beide „Oberingenieure“. In seinem Falle, so soll mein Großvater später erzählt haben, habe jedoch der zahlende Onkel ursprünglich erklärt: „Das ist ein Dummer. Der kann Bäcker werden.“ Das soll Erich – entsprechend seinem von meiner Mutter zitierten Ausspruch: „Man halte mir die Verwandtschaft vom Leibe!“ - seiner Familie immer nachgetragen haben, aber kaum zu Recht, denn seine Verwandten hatten gerade für seine Ausbildung in besonderem Maße gesorgt. 1888 hatte er (nach dem erhaltenen Zeugnis) zunächst die unterste Klasse des Realgymnasiums (Wöhlerschule) in Frankfurt a. M. besucht, vermutlich weil der Vater nach seinem Bankrott mit der Familie dorthin gezogen war. Noch im selben Jahr kam Erich jedoch allein nach Blankenburg zurück und wurde in das dortige Gymnasium eingeschult. Die Familie einer Schwester seines Vaters, Ida Leibrock, hatte ihn aufgenommen. Auch die Leibrocks, so Rudolf Mücke (a. a. O.), hätten dann ihr Vermögen verloren, worauf aber andere Verwandte eingesprungen seien.

In Blankenburg lernte Erich (wie schon in Frankfurt a. M.) weiter Latein, in Quarta (7. Klasse) kam Griechisch hinzu, in Untertertia (8. Klasse) Französisch, in Obersekunda (11. Klasse) Englisch und Hebräisch. Nach seinem erhaltenen „Censur-Buch“ war er ein guter, aber kein überragender Schüler (wobei er übrigens in „Religion“ nur „genügende“ und manchmal noch schwächere Leistungen zeigte).

In den letzten Klassen des Gymnasiums bekam er ernste disziplinarische Probleme. Das erwähnte „Censur-Buch“ enthält für das letzte Quartal des Jahres 1896, als er in Oberprima und nicht mehr weit vom Abitur war, den Eintrag: „*E[rich]. hat wegen nächtlichen Unfugs Arrest und das consilium abeundi erhalten.*“ Das

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Herkunft, Jugend, Studentenzeit

war die Drohung mit dem Schulverweis. Wie man später erzählte, hatte er sich (offenbar gemeinsam mit anderen) auf der Straße mit Bäckerjungen geprügelt, die ihre Brötchen austrugen, wobei der Inhalt der Körbe als Wurfmunition verwendet wurde. Wurden die Brötchen bei Tagesanbruch ausgetragen? Das könnte dann bedeuten, dass schon allerlei anderer „*nächtlicher Unfug*“ vorausgegangen war.

Nach diesem Vorfall kam es jedoch noch schlimmer. Erichs letztes Quartalzeugnis der Oberprima vom Frühjahr 1897 enthält den abschließenden Vermerk: „*E. konnte, da er unter dem Consil stand und sich eines groben Täuschungsversuchs schuldig machte, nicht zum Abiturienten-Examen zugelassen werden.*“ Das war neu für mich, als ich darauf stieß. War er bei einer Klassenarbeit mit einer der beliebten „Klitschen“ - kleinformatiger Übersetzungen zur heimlichen Verwendung - erwischt worden? Dafür könnte sprechen, dass er nach seinen damaligen Zeugnisnoten kein ganz so guter Schüler mehr war. Oder hatte er großzügig einen Mitschüler bei sich abgucken lassen? Fest steht: Dem späteren Oberlehrer, Direktor und Oberschulrat konnten solche Erfahrungen nur äußerst nützlich sein.

Die damaligen Probleme des Primaners dürften mit der verschlechterten familiären Situation zusammenhängen. Wie ich feststelle, wurden seine Zeugnisse ab Ende 1895 nicht mehr von seinem Vater, sondern von seiner (unverheirateten) Tante Wilhelmine Loß (und einmal auch noch von seiner Mutter) unterschrieben. Lebten seine Eltern während seiner ersten Jahre auf dem Gymnasium wieder – vorübergehend – in Blankenburg, oder hatte er sie bis dahin regelmäßig an einem anderen Ort besucht und seine Zeugnisse dort von ihnen unterschreiben lassen? Warum dann ab 1895 nicht mehr? Es lässt sich nicht mehr herausfinden.

Trotz seines Schulsandals hat mein Großvater dann aber doch 1896 - wenige Monate nach dem ursprünglichen Termin - sein Abiturzeugnis erhalten. Danach ging er zum Studium der klassischen Philologie und der benachbarten Altertumswissenschaften nach Göttingen. Wie bei vielen Altphilologen (und später auch bei mir selbst) hatte sich seine Neigung dazu – und zwar, einer deutschen Tradition entsprechend, vor allem zum Altgriechischen - auf dem humanistischen Gymnasium entwickelt. Die klassische Philologie, noch weit davon entfernt, zur „Orchideenwissenschaft“ zu schrumpfen, stand in der späten Kaiserzeit hoch im Kurs. In jener großen Epoche der deutschen Wissenschaft gingen auch die „Klassischen Altertumswissenschaften“ – das dann weltweit übernommene neue deutsche Groß- und Gesamtkonzept für alle die Antike betreffenden Studien - ihrer Glanzzeit entgegen. Als mein Großvater um die Jahrhundertwende in Berlin studierte (s. u.), las dort einer ihrer berühmtesten Gelehrten, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, vor 1000 Studenten, Hörerzahlen wie später bei den Germanisten. Umso mehr durfte sich das humanistische Gymnasium als die Eliteschule der Nation betrachten, auch wenn der „Schulhumanismus“ inzwischen seine Rolle gegen das neue „Realgymnasium“ verteidigen musste.

Nicht umsonst hatte sich der so sehr nach Anerkennung dürstende junge Rudolf Borchardt, von dem noch zu sprechen ist, für die antike Literatur entschieden. So

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Herkunft, Jugend, Studentenzeit

dürfte auch für meinen Großvater das Studium der Antike und das Berufsziel des Gymnasiallehrers der alten Sprachen sehr attraktiv gewesen sein. Auch bei seiner Neigung zu allem Herren- und Herrschaftsmäßigen hätte er sich wohl nicht dazu entschlossen, Studium und Beruf auf die Altphilologie zu gründen, wenn sie nicht eine durchaus vornehme Zunft gewesen wäre. Gewiss schätzte er auch seine herausragende pädagogische Befähigung richtig ein. Dabei deutet im übrigen nichts darauf hin, dass er die Universitätsphilologie als Beruf angesteuert hätte.

Mit dem Wintersemester 1897/98 nahm er sein Studium in Göttingen auf. Wie war für das nötige Geld gesorgt? In den Erinnerungen seines Schwiegervaters steht dazu der knappe Satz (a. a. O.): „*Die durch das Studium von ihm kontrahierten Schulden in Höhe von 5.000 Mark übernahm ich*“ (d.h. vor seiner Verlobung mit Mückes Tochter Emma 1906). Bis dahin mögen ihm seine Blankenburger Verwandten die Summe vorgestreckt oder für sie gebürgt haben. Mein Großvater bezog eine Studentenbude in der Weender Straße 75.

Über die Lebensumstände, Neigungen und Gewohnheiten des jungen Studenten weiß ich im übrigen nichts, ausgenommen die auf ihn selbst zurückgehende lustige Erzählung von dem Göttinger Mittagstisch eines knauserigen Wirtes namens Hapge, über dessen ewig zu harte Frikadellen die Studenten sich ärgerten. Eines Tages hätten sie in seinem Lokal Tische bis zu Decke aufeinander und oben darauf eine Terrine mit Hapges Suppe gestellt. In die hätten sie dann unter dem Ruf: „Hapge, deine Frikadellen sind zu hart!“ von unten mit den Frikadellen hineingeworfen.

Ich kann mir meinen Großvater ganz gut als fröhlichen Studiosus vorstellen. Die Altphilologen waren jedoch gewiss schon damals so ernsthafte, fleißige Leute, wie ich sie 60 Jahre später kennen lernte. Mancher aufstrebende Volksschullehrer- sohn mag darunter gewesen sein, so wie mein Urgroßvater Mücke. Das waren durchweg keine Anwärter für ein oft zeit- und geldaufwändiges Verbindungsleben. Fleiß und gründliches Studieren waren auch schon deshalb erforderlich, weil die Ansprüche an Sprachbeherrschung und Literaturkenntnis trotz – oder vielmehr gerade wegen – des vorausgegangenen langjährigen und intensiven Gymnasialunterrichts hoch waren. Ein hohes Niveau war auch in Göttingen durch die angesehenen dortigen Gelehrten verbürgt, in deren Vorlesungen und Übungen mein Großvater nach Ausweis seiner Studienunterlagen saß, darunter vor allem der Latinist Friedrich Leo.

Zum jeweiligen Semesterprogramm meines Großvaters gehörte dabei neben der Klassischen Philologie antike Archäologie, antike Geschichte und Kunstgeschichte, aber auch Theologie des Alten und Neuen Testaments. Theologische Vorlesungen und Übungen hatte er hinzugenommen, weil er sich offenkundig für Religion als häufig gewähltes Nebenfach von Altphilologen im Schuldienst entschieden hatte. Hebräisch hatte er ja schon als dritte alte Sprache auf seinem Blankenburger Gymnasium gelernt. (An und für sich wäre wohl auch Germanistik, für Deutsch als späteres drittes Fach, eine Möglichkeit gewesen.) Ein gewisses Interesse an

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Herkunft, Jugend, Studentenzeit

theologischen Fragen muss ihn jedenfalls sein Leben lang begleitet haben, wie schließlich auch sein Vortrag von 1937 zeigen dürfte.

Für kurze Zeit – nur für das Wintersemester 1899/1900 – ging Erich Loß nach Berlin. Dort hörte er nicht nur bei dem o. e. Wilamowitz, sondern auch bei Adolf Harnack (1914 geadelt), dem bedeutendsten protestantischen Theologen und Kirchenhistoriker seiner Zeit. (Die Vorlesung stand unter dem Titel „Wesen des Christentums“.) Nach seiner Rückkehr nach Göttingen war seine Adresse wieder Weender Straße 75. Nach den Recherchen des Rudolf Borchardt Archivs (dazu s. unten) zog er übrigens zum 15. März 1902 in den Schildweg (Nr. 28) und dann schon zum 1. Oktober 1902 in seine letzte Wohnung in Göttingen, Nikolausberger Weg Nr. 49.

Von der Studienzeit meines Großvaters vermag ich sonst nur noch zu berichten, dass er in Göttingen sogleich dem kleinen dortigen „Klassisch-philologischen Verein“ beitrug, der wie zahlreiche wissenschaftlichen Studentenvereine im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gegründet worden war (1884, wie auch der „Kartellverband“ der Klassisch-philologischen Vereine). In „Kränzchen“ (!) von etwa 12 „Aktiven“, „Inaktiven“ und „Gästen“, zu denen noch Professoren der zugehörigen Fächer als „Ehrengäste“ hinzukamen, las und übersetzte man dort gemeinsam antike Autoren und hielt einander Vorträge. Sonstige Aktivitäten wie „Antritts“- und übrige „Kneipen“ (ggf. mit „Burschung“ neuer „Aktiver“), Stiftungsfest-, „Kommers“ und „Ex-“, bzw. „Wagenbummel“ entsprachen eher dem üblichen Verbindungsleben. Dabei hatte man natürlich nicht nur einen Vorsitzenden, sondern auch einen „Schriftwart“ und einen „Kassenwart“ sowie - von meinem Großvater (wohl für seine spätere „Arkadia“, s. u.) verwahrt, daher weiß ich darüber – Semesterberichte an den Kartellverband. Die Berichte wurden übrigens, wie damals sogar im Schulbereich üblich, so sorgfältig wie wissenschaftliche Publikationen gedruckt, wie überhaupt Schul- und Universitätsphilologie damals weniger scharf von einander geschieden waren als später. Schon nach einem Jahr wurde Erich Loß zum Vorsitzenden gewählt. Wegen der späteren Vorbereitung auf sein Examen ließ er sich im Sommersemester 1901 inaktivieren und nach Abschluss seines Studiums zu Beginn des Sommersemesters 1902 zum „Alten Herrn“ ernennen.

Übrigens erschien später der Bericht des Vereins über das Sommersemester 1914 - da war Erich Loß schon seit 12 Jahren „Alter Herr“ - nur in handschriftlicher Form, kriegsbedingt. Im letzten Absatz des Berichts ist beschrieben, wie der *„Kriegsausbruch die Vereinsbrüder von der Kneiptafel [anlässlich Semesterabschluss und 30. Stiftungsfest] aufs Schlachtfeld (rief). [...] Der Festkommers [am 31. Juli] fiel aus. Einige Stunden saß man im altgewohnten Freundeskreis beisammen, dann wurden die 'Alten Herren' und einige Verbindungsbrüder zum Bahnhof begleitet. Der vollgepferchte Zug trug sie in den aufdämmernden Morgen hinein dem Kampf entgegen. Am nächsten Tage eilten auch die in Göttingen beheimateten Verbindungsbrüder zur Fahne. [...] Den Verbindungsbrüdern im Felde Heil und Sieg und ein baldiges Wiedersehen!“* Eine Welt ging zuende.

Die nachfolgenden Kriegsjahre bedeuteten das Ende des Vereins, jedenfalls unter seinem bisherigen Namen. Im nächsten seiner von meinem Großvater verwahrten Semesterberichte, dem vom „Zwischensemester 1919“, firmiert er inzwischen als „Philologisch-Historischer Verein zu Göttingen“. In der Sammlung endet die Reihe der Semesterberichte 1921. Um 1923 herum wurde jedoch in Göttingen ein neuer selbständiger Altphilologenverein mit dem Namen „Arkadia“ gegründet, diesmal als Studentenverbindung (wozu sich auch andere wissenschaftliche Studentenvereine in späteren Jahren entwickelt hatten). Möglicherweise war Erich Loß der eigentliche Initiator.² Er spielte jedenfalls bei der „Arkadia“ auch weiterhin eine führende Rolle. Erhalten ist ein von ihm aufgehobenes „Verzeichnis der Alten Herren der Humanistischen Verbindung ‘Arkadia’ zu Göttingen“ nach dem Stand vom 15. Juli 1934 (!). Auf dem Titelblatt erscheint „Oberschulrat Erich Loß, Schleswig, [...]“ an erster Stelle und als „Ehrenführer“.

Zwischen 1934 und 1936 wurden jedoch alle Studentenverbindungen zur Selbstauflösung gezwungen. Im Stillen suchten danach die „Alten Herren“ zu bewahren, was zu bewahren war. So muss es gekommen sein, dass außer den o. e. Semesterberichten an den Kartellverband die Verbindungsfahne (schwarz-blau-gold) nebst metallener Stangenspitze mit dem Verbindungs-„Zirkel“ in die Obhut meines Großvaters gelangte und auch nach dem Kriege bei uns in Göttingen verwahrt war. In den fünfziger Jahren meldete sich ein ehemaliger „Arkade“ bei uns, und zwar der in dem erwähnten Verzeichnis an zweiter Stelle als „Bundesführer“ genannte Dr. Kurt Person (damals in Hannover). Wieviele weitere „Arkaden“ – und dann auch wieder Studenten? – es damals gab, weiß ich nicht. (Es können nur ganz wenige gewesen sein, einer von ihnen übrigens m. W. Person junior.) Die genannten Vereins- bzw. Verbindungshinterlassenschaften befinden sich heute bei meinem Bruder.

Man möge mir diese Ausführlichkeit nachsehen. Kurt Person war eine zeitlang mein Deutschlehrer am Göttinger Gymnasium. Von 1937 bis 1945 war er Direktor der 1935 in eine „NAPOLA“ (Nationalpolitische Lehranstalt) umgewandelten - und damit später der SS direkt unterstellten – bekannten humanistischen Internatsschule Schulpforta bei Naumburg gewesen, zu deren berühmten ehemaligen Schülern einmal auch Nietzsche und Wilamowitz gezählt hatten. (Auch die Klosterschule Ilfeld wurde übrigens 1935 zur NAPOLA.) Nach dem Kriege war Person „abgebaut“ worden - wie man damals sagte – und durfte nicht mehr als Schulleiter tätig sein. Unter den Lehrern meiner Klasse waren insgesamt drei solcher „abgebauten“ Gymnasialdirektoren der Nazizeit, darunter auch mein Griechischlehrer Walther John, der von 1935 bis 1945 Direktor des Gymnasiums gewesen und im September 1945 zum Studienrat degradiert worden war. Alle wurden gleichwohl weiter mit „Direktor“ angeredet. Wahrscheinlich bezogen sie auch bald schon wieder ihr früheres Direktorengelalt. Aber wer hätte sich damals darüber aufgehalten? Nazivergangenheit war Normalität und noch keineswegs nur Vergangenheit.

² vgl. Mücke, LE §§729, 749

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Herkunft, Jugend, Studentenzeit

Kurt Person war mit Abstand der interessanteste von ihnen, Elitepädagoge und Führerpersönlichkeit von sportlicher Straffheit und großem Wissen, ein Mann von fordernder, nervöser Schärfe bis zur Aggressivität, wenn er mit blitzenden Augen und blitzschnellen Worten unsere Trägheit und Ignoranz attackierte. Auf seine NAPOLA-Zöglinge konnte er mitreißend gewirkt haben, jedenfalls auf die besseren Schüler. In unserer jugendlichen Nachkriegswelt, in der trotz aller Nazi-Präsenz doch auch die Auflehnung begann, war er ein seltsamer Vertreter der Vorzeit, auch für mich, der ich ihn heimlich verehrte und mir begierig alles einprägte, was er uns beibrachte.

Ich hätte Person gut nach seinem älteren Verbindungsbruder Erich Loß befragen können. Aber ich war ein ängstlicher und scheuer Junge aus einem Haushalt zweier Witwen, Mutter und Großmutter. Ich dachte mit Schauern an den Drill und die Mutproben bei der Hitlerjugend, die ich nur vom Hörensagen kannte und für die zu jung gewesen zu sein ich mich glücklich schätzte. Zugleich war mein Großvater so ferne Vergangenheit! Und hätte ich Person etwa nach meines Großvaters Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus befragen sollen?

Das mysteriöse Duell mit Rudolf Borchardt

Am 1. November 1902 bestand Erich Loß die erste Lehramtsprüfung in Griechisch, Latein und Religion mit „gut“. Auf seinem „Abgangszeugnis“ der Universität Göttingen vom Schluss des Wintersemesters 1902/3 ist vermerkt: „Während seines hiesigen Aufenthalts sind keine Beschwerden gegen ihn vorgekommen.“ Ab 1. Januar 1903 leistete er sein sogenanntes Seminarjahr an meinem späteren Göttinger Gymnasium ab, dem heutigen Max-Planck-Gymnasium. Zum Schuljahrsbeginn im Herbst desselben Jahres wurde er an die Klosterschule Ilfeld bei Nordhausen versetzt.

An dieser Stelle und bevor ich weiteres über meinen Großvater aufschreibe, muss ich auf ein rätselhaftes Ereignis in seinem Leben eingehen, das mit einem später berühmt gewordenen Zeitgenossen verknüpft ist. Wie Briefen Rudolf Borchardts und Friedrich Leos zu entnehmen ist, hat Borchardt sich als 23-Jähriger mit dem damals 22-jährigen Erich Loß etwa im Oktober des Jahres 1900 in Göttingen ein Duell auf Pistolen geliefert. Das ist allerdings auch so gut wie schon alles, was darüber zu erfahren ist.

Mein Bruder Neithardt stieß im Frühjahr 2007 im Internet unverhofft auf eine Erwähnung unseres Großvaters, und zwar im Rahmen einer detaillierten Chronik von Borchardts Leben, veröffentlicht vom Rudolf Borchardt Archiv in München. Erich Loß war dort als Gegner Borchardts in einem Pistolenduell genannt. Es ging um eine offenbar nicht näher bekannte Eifersuchtsaffäre. Ich habe daraufhin mit dem Leiter des Archivs, Prof. Gerhard Schuster, Verbindung aufgenommen. Er antwortete mir freudig überrascht und in der Hoffnung, von mir vielleicht etwas mehr über das Ereignis zu erfahren, das auch für ihn bislang weitgehend rätselhaft geblieben war. Doch wie das Bisherige zeigt, gibt es für mich in den Göttinger Studentenjahren meines Großvaters, soviel ich darüber weiß, nicht den leisesten Hinweis auf ein solches Ereignis.

Zwar scheint mein Großvater seiner Frau und seinen Kindern über sein Leben bis zu seiner Verheiratung nicht allzu viel erzählt zu haben; Aber auch in den umfangreichen Erinnerungen seines Schwiegervaters Rudolf Mücke findet sich nicht der geringste Anhaltspunkt. Dabei war dieser über die Altphilologen im Hannoverischen immer gut unterrichtet, und ein zurückliegendes so skandalöses Abenteuer seines Schwiegersohnes wäre ihm schwerlich unbekannt geblieben. Zwar hielt sich Mücke in christlich-bürgerlicher Tradition und aus der ihm eigenen Redlichkeit von abträglichen Beobachtungen über Mitmenschen, schon gar über Verwandte, durchaus zurück; aber er war doch seinem Schwiegersohn auch nicht sonderlich gewogen und aus triftigen Gründen oft genug erbittert über ihn. So wäre zumindest eine entfernte Anspielung auf das Ereignis bei Mücke durchaus zu erwarten. Oder sollte er vielmehr beredtes Schweigen geübt haben? Das muss Spekulation bleiben.

Die zwei Quellen, die es gibt, sind merkwürdig genug. Unter dem 26. Juni 1901 schreibt Rudolf Borchardt an Margarete Ruer, eine neue Flamme von ihm, u. a. folgendes: „... *Sie wissen nicht und können nur ahnen, warum mir so wunderbar scheint, wie wir zusammengekommen sind und uns einer gegen den anderen verhalten. Aber Sie werden es ein wenig besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass ich am 1. Januar eine dreimonatliche Festungshaft in Weichselmünde antreten werde, weil ich einen Schuft an seinem Stammtische im Wirtshause mit der Peitsche traktiert habe, der seine Frau misshandelt hatte, und ihm nachher zwei von seinen erbärmlichen Knochen entzweigeschossen habe. Ich kann Ihnen das ruhig erzählen, denn die Sache war in Göttingen so public, dass Ihnen jeder, dem Sie einmal meinen Namen nennen und der die dortigen Verhältnisse kennt, den ganzen Fall würde berichten können. Entsinnen Sie sich, dass ich Ihnen einmal sagte, vor Ihnen hätte nur eine einzige Frau, damals ein junges Mädchen, mich interessiert? Das war sie, die für mich bestimmt schien und es nicht war, die sich von ihren Eltern bestimmen ließ, mich aufzugeben, um diesen Elenden zu heiraten, dessen Elend ich vom ersten Augenblicke an durchschaut habe. Die pathetische Elegie enthält das Substrat dieser Dinge, aber als die Dinge zum Äußersten kamen, hörte für mich die Möglichkeit auf, mich mit Versen zu begnügen, und das Seehundsleder und die Kugel sind ein nicht zu verachtender Abflusskanal für Un-erträgliches, das nicht länger ertragen werden will. - Jetzt sind beide geschieden, natürlich, die Frau ist mir so gleichgültig wie Ballblumen am lendemain, fade wie abgestandener Champagner. Wir sind fertig, zwischen uns ist alles hell und geheimnislos geworden...*“

Die Einzelheiten, wie die Peitsche und die Frau, die „*damals ein junges Mädchen war*“ (so redet ein 23-Jähriger!), aber auch die ganze Darstellung klingen sehr nach pubertärer Aufschneiderei – gelinde gesagt. Stefan George – selbst kein unproblematischer Charakter – schrieb über Borchardt: „*Das ist eine Personage, so schmierig, wenn man sie täte an die Wand werfen, würde sie pappen bleiben.*“¹ Wurde der Vorfall andererseits überhaupt so „*public*“, wie Borchardt behauptet? Zunächst jedoch fragt man sich: Kann da wirklich Erich Loß gemeint sein? Ja, er war es tatsächlich, wie wir noch sehen werden. Aber der wäre ja dann mit der gemeinsamen Liebe verheiratet und auch schon wieder von ihr geschieden gewesen, was unmöglich auf meinen Großvater zutreffen kann. Sodann aber will Borchardt ihm zwei Knochen „*entzweigeschossen*“ haben. Erich Loß wäre also bei dem Duell ernstlich verwundet worden. Wäre aber das der Fall gewesen, hätte es umso weniger vor Universität und Behörden verborgen bleiben können. Borchardt schreibt ferner von sich selbst, dass er demnächst drei Monate Festungshaft in Weichselmünde anzutreten habe, was er aber offenbar nie getan hat, abgesehen davon, dass Weichselmünde wohl nicht die „zuständige“ preußische Festung gewesen wäre.

¹ Zitiert nach Thomas Karlauf, Stefan George – die Entdeckung des Charisma, München 2007, S. 377

bleibt die einzige andere Quelle, ein schöner, trauriger Brief des Altphilologen Friedrich Leo (1851-1914) an Borchardt vom 10. Mai 1902, in dem er meinen Großvater als den Duellgegner B.s mit Namen nennt. Der angesehene Latinist Leo war der akademische Lehrer beider. Er erwähnt in dem Brief u. a., dass B. im Dezember 1899 „ein glänzendes Examen fast unvorbereitet“ gemacht hatte. Er schrieb an ihn als seinen ehemaligen Studenten und – noch immer - Freund, um ihm voll Kummer und Bitterkeit die leidvolle dreijährige Geschichte der zuerst so engen und dann so tief gestörten Beziehungen zwischen ihm selbst und seiner Frau Cécile (geb. Hensel, einer Nachkommin Fanny Mendelssohn Bartholdys) und dem Adressaten in Erinnerung zu rufen. Dessen hoch problematischer Charakter wird hier im ganzen Umfange sichtbar.

Der ernste und überlegte Brief Leos an Borchardt ist zweifellos ein weit glaubhafteres Zeugnis als dessen prahlerische Epistel an Margarete Ruer. Dennoch vermehrt auch er nur die Fragezeichen. Von den beiden das Duell betreffenden Stellen lautet die erste. „...Über das, was nach Ihrer Rückkehr [aus England, etwa im Frühherbst 1900] sich ereignete, ziehe ich einen Schleier. Ob Loß Sie provoziert hat oder nicht, lässt sich nicht feststellen. Ich habe alles getan, um dies frevelhafte, unsinnige Duell zu verhindern; erinnern Sie sich aber, wie jeder Verstand an Ihrem Wüten abprallte. Nachher kam Ihr Zusammenbruch, der kummervollste, den wir je an einem Menschen gesehen haben...“ Was die „Provokation“ angeht, so klingt das so, als ob Borchardt gegenüber Leo behauptet hätte (ganz anders als gegenüber Margarete Ruer), Loß habe ihn provoziert. Dass Erich Loß der Herausforderer gewesen wäre, könnte ich mir nach dem Charakter meines Großvaters immerhin vorstellen.

Die zweite Stelle lautet: „...Der Weg, den Sie hinter sich haben, wird von Leichen bezeichnet. Das muss Ihnen ganz hart gesagt werden. Wo Sie, im Bereiche unserer Wahrnehmung, gegangen sind, ist Leben vernichtet worden. Agnes ist ein zugrunde gerichtetes Wesen. Loß ist für Jahre auf den Strand geworfen. Von dem Verlobten Ihrer zukünftigen Frau höre ich durch Hippel, dass er den Abschied genommen hat. Kaibels letztes Lebensjahr ist vergiftet gewesen...“

Wie Friedrich Leo war auch der Göttinger Gräzist Georg Kaibel (1849-1901) akademischer Lehrer von Loß und Borchardt in Göttingen. Das Unglück seiner Tochter Agnes, das Georg Kaibels letztes Lebensjahr vergiftete,² wie es hier heißt, machte danach auch ihn zu einer der Leichen, die Borchardt am Wegesrand zurückgelassen habe. Dieser hatte - nach der Darstellung Leos an anderer Stelle in seinem Brief - Agnes Kaibel auf das heftigste und gegen den Willen ihrer Eltern umworben, sie mutwillig dem Gerede ausgesetzt und schließlich sitzen gelassen. Nun ist aber aus dem Zusammenhang keineswegs zu schließen, dass Agnes auch diejenige war, um die es in dem Duell ging. Ich würde mir gerne vorstellen, dass auch mein Großvater in sie verliebt war, als ihr Ritter auftrat und Borchardt provozierte - aber eben diese Verknüpfung gibt der Text nicht her. Ferner hieß später zwar auch seine Tochter, meine Mutter, Agnes, und so würde ich mir ebenfalls

² Er hatte Magenkrebs

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Mysteriöses Duell mit Rudolf Borchardt

gerne vorstellen, dass mein Großvater sie nach Agnes Kaibel genannt hätte – wenn nicht ganz einfach seine eigene Mutter schon Agnes geheißen hätte...

Schließlich zu Leos Worten über das Schicksal meines Großvaters: „*Loß ist für Jahre auf den Strand geworfen.*“ Physisch, psychisch oder gesellschaftlich? Woran immer Leo vornehmlich dachte, nichts davon ist nachweisbar. Wie eingangs gesagt, machte mein Großvater nur ein halbes Jahr nach diesem Brief ein – gutes – Examen und bekam am Ende des Wintersemesters 1902/3 jenes Abgangszeugnis der Universität, in dem vermerkt war, dass „*keine Beschwerden vorgekommen*“ waren. Inzwischen leistete er plangemäß seine Seminarmonate am Göttinger Gymnasium ab und trat dann seine erste Stelle in Ilfeld an.

Die ganze Diskrepanz ist umso merkwürdiger, als Leos Brief ja erst anderthalb Jahre nach dem Duell geschrieben wurde, zu einem Zeitpunkt also, als dessen tatsächliche Folgen ja längst zutage lagen. Sie waren aber offenkundig nicht entfernt so schlimm, wie Leo sie sah. Nebenbei stellt sich dann auch die Frage, wie weit Agnes wirklich ein „*zugrunde gerichtetes Wesen*“ war. Tatsächlich hatte sie schon 1901 einen Kunsthistoriker mit aussichtsreicher Zukunft geheiratet. Nun kommt es ja durchaus vor, dass jemand sich aus Verzweiflung in eine Ehe stürzt, aber das wäre in diesem Falle doch recht hypothetisch. Vielleicht war Agnes doch nicht so ganz „*zugrunde gerichtet*“.

Neigte auch Friedrich Leo zu Melodramatik, war er ein wenig weltfremd? Wie weit kannte er meinen Großvater? Der aber ließ sich nach meiner Einschätzung nicht so leicht „auf den Strand werfen“. „*Auf den Strand geworfen*“ wurde Erich Loß in seinem Leben in der Tat, aber erst viele Jahre später, durch sein quälendes Leiden.

Lehrer in Ilfeld, Heirat, Oberlehrer in Stade (1903-1914)

Die Klosterschule Ilfeld am Harz bei Nordhausen war ein traditionsreiches Alumnat. Es war ursprünglich die Mönchsschule des mittelalterlichen Prämonstratenserklosters gewesen, die unter dem bedeutenden Humanisten und Pädagogen Michael Neander im 16. Jahrhundert zur protestantischen Gelehrtschule geworden war, so wie Schulpforta in Naumburg oder St. Afra in Meißen, die Schule Lessings, oder die Fürstenschule von Merseburg (später Grimma). Ilfeld hatte um die 100 Alumnen aus Adel, Großbürgertum, Beamten- und Pastorenschaft Preußens.

Der Direktor der Klosterschule war von 1898 bis 1908 mein Urgroßvater Rudolf Mücke, der schon 1874 als junger Lehrer an die Schule gekommen, dort 1887 zum „Oberlehrer“ (Studienrat), und 1893 zum „Gymnasialprofessor“ (Oberstudienrat) aufgestiegen war. Nach 22 Jahren, 1896, war er als Direktor nach Aurich und nach zwei Jahren wieder nach Ilfeld versetzt worden. Er kannte also die Ilfelder Verhältnisse in- und auswendig, besaß als Pädagoge und Schulleiter eine glückliche Hand und arbeitete – einer alten und vom preußischen Staat unterstützten Tradition entsprechend – nebenher wissenschaftlich über antike Autoren, u. a. die Stoiker Seneca und Epiktet. In den Sommerferien reiste er mehrmals mit befreundeten Kollegen über die Alpen, um in den Bibliotheken Italiens die einschlägigen Handschriften zu vergleichen. Wegen seiner klugen, menschlichen und ebenso energischen wie zurückhaltenden Leitung des Alumnats war er hoch angesehen und allseits geschätzt.

Seit 1876 war er mit Anna Mücke, geb. Scheidemann, verheiratet, einer zarten und liebenswerten Frau, auch sie von allen verehrt. Sie stammte vom Hof ihrer Familie in Ballenhausen bei Göttingen. Die beiden waren einander in tiefer Liebe verbunden. Anna war eine fromme Frau. Auch er war ein ernsthafter Christ, liebte aber naturgemäß die antike Gedankenwelt und wäre vielleicht von sich aus kein ganz regelmäßiger Gottesdienstbesucher gewesen. Aus Verehrung für seine Frau ging er jedoch regelmäßig mit ihr in die Kirche. Die beiden gehörten noch jener alten deutschen Welt an, die man später im Sinn hatte, wenn man von der „guten alten Zeit“ sprach. Der Unterschied der nächsten Generation von der ihren konnte kaum größer sein. Das lag freilich in hohem Maße auch an den ganz anders gearbeteten Naturen von Erich und Emma Loß und dem ganz anderen Verhältnis der beiden Eheleute zueinander.

Meine 1977 in Ilfeld geborene Großmutter Emma Mücke war das einzige Kind ihrer Eltern. Die vielen Jahre in Ilfeld mitsamt den beiden in Aurich waren für sie eine lange und unbeschwerte Jugendzeit, die erst mit ihrer Verheiratung 1906 endete. Ihre Eltern hatten jedoch Grund, sich über ihre Entwicklung gewisse Gedanken zu machen. Der Vater schreibt in seinen Lebenserinnerungen (§169): *„Wie stand es mit der Erziehung unserer Tochter? Sie war in erster Linie Sache der Mutter. Diese waltete in liebevoller und verständiger Weise ihres Amtes. Wir wa-*

ren uns einig darin, unser Kind nicht zu sehr zu verwöhnen. Ganz lässt es sich ja bei einem einzigen Kinde nicht vermeiden. Manchmal mussten wir hören, wir seien zu streng. Ich hielt darauf, dass es unbedingt gehorchte. Die Mutter hatte auf alles ein wachsames Auge und legte, ohne es zu wollen, den Grund zu einer gewissen Unselbständigkeit der Tochter. Diese selbst wuchs heran zu einem liebevollen, gut gearteten Mädchen.“

Aber eben darin lag auch das Problem. Abgesehen davon, dass „Emmchen“ in ihrer Jugend ein wenig aufsässig und eigensinnig war, so dass sie öfter Streit mit ihrer Mutter bekam (was aber nicht nur an der Tochter lag), war sie das, was man damals sonst auch gerne „herzensgut“ nannte: ein guter, aber zugleich recht unbedarfter, harmloser Mensch. Tatsächlich konnte meine Großmutter zeitlebens niemanden beleidigen oder verspotten und war niemals intrigant oder nachtragend. Ihrerseits reagierte sie auf tadelnswertes Verhalten in ihrer Umgebung beunruhigt und nervös.

Bis zu einem gewissen Grade war dies das Resultat einer Mädchenerziehung, deren oberste Ziele Zurückhaltung und „Herzenstakt“ waren. Aber die im Nachhinein vom Vater und Pädagogen selbst empfundene Strenge der Eltern war kaum wirklich schuld an der „gewissen Unselbständigkeit der Tochter“. Deren Entwicklungsfähigkeit war und blieb begrenzt, weshalb die Eltern nicht recht glücklich über sie waren. So erwähnt Rudolf Mücke in seinen Lebenserinnerungen auch nur ihr hübsches Klavierspiel und sonst keine Fähigkeiten von ihr. Aufenthalte in einem Mädchenpensionat in der Schweiz und in einem befreundeten Pastorenhaushalt blieben ohne die erhoffte erzieherische Wirkung.

Zugleich hatte Emma schon früh besonderer Schonung bedurft. Als kleines Mädchen bekam sie eine Entzündung im linken Ellbogen, worauf mehrere Operationen in Göttingen erforderlich wurden. Noch Jahrzehnte später musste ihr Arm immer wieder behandelt werden. Es handelte sich offenkundig um Knochentuberkulose. Am Ende blieb das Gelenk rechtwinklig steif und nur mit papierdünner Haut überzogen, wodurch sie zeitlebens behindert war. Erich Loß musste später seinem Schwiegervater versprechen, immer dafür zu sorgen, dass genügend Hilfe für sie im Hause sein würde (woran er sich auch gehalten hat). Im Alter, in Göttingen, sahen wir sie immer nur mit einer über den linken Unterarm gehängten Handtasche aus dem Hause gehen, um ihre Behinderung zu verbergen.

Auch sonst schien sie nicht gerade robust, wenn auch nicht von so zarter Konstitution wie ihre Mutter. Sie war leicht ermüdbar, von allem rasch überfordert und später als Hausfrau und Mutter ewig erschöpft. Was man ihr nicht ansah, war, dass sie letztlich doch die gesunde Natur ihres Vaters geerbt hatte. Niemand hätte vorauszusagen gewagt, dass sie ihren Mann um 43 Jahre überleben und einmal unvorstellbare 106 Jahre alt werden sollte.

In ihrer Ilfelder Jugendzeit wurde „Emmchen“ durch ihr Leiden nicht sonderlich beeinträchtigt. An Geselligkeit und Abwechslung fehlte es nicht und durch die Alumnen auch nicht an Jünglingen für kleine Schwärmereien. Übrigens schaute

die Jugend damals vorzugsweise nach Berlin, wo Wilhelm II. auch das „Berlinern“ salonfähig gemacht hatte. So amüsierten wir uns noch weit über ein halbes Jahrhundert später, wenn unsere Großmutter gelegentlich unbewusst berlinerte, obwohl ihr Tonfall sonst eher der thüringische ihrer einstigen Ifelder Umgebung geblieben war.

Als der Lehramtskandidat Erich Loß Ende 1903 in Ifeld erschien, war Emma schon 26, und man hätte durchaus annehmen können, dass sie als unverheiratete Tochter für immer im Haushalt ihrer Eltern bleiben würde, wie es damals häufig war. Doch ihr Auge dürfte recht bald auf den stattlichen neuen Kandidaten gefallen sein, der aussah „wie ein Graf“.¹ Zugleich stellte man an der Schule fest, „dass der junge unlängst der Anstalt überwiesene Kandidat Loß seine Sache vorzüglich machte und ein besonders tüchtiger Lehrer zu werden versprach“ (Mücke, LE §309). Meine Mutter erzählte später, ihr Vater habe eigentlich die liebenswerte Anna Mücke verehrt, Emmas Mutter, und dann gemeint, die Tochter müsse der Mutter ähnlich sein. Sie versäumte dann nicht hinzuzufügen: Da habe er sich aber gründlich geirrt.

Gelegenheit zu erlaubtem Kontakt bot das Tennisspiel auf einem beim Kloster angelegten Platz. Emma soll einen guten Schlag gehabt haben, da ihre rechte Hand infolge der Behinderung der linken besonders groß und kräftig geworden war. Indessen war sie gehalten, bei ihren Bewegungen Zucht und Anstand zu wahren, sich nicht zu sehr zu echauffieren und möglichst keine unbedeckten Körperteile zu zeigen. Mein Großvater soll lachend erzählt haben, seine spätere Schwiegermutter habe ihr Spiel vom Fenster aus überwacht und Emma auch mitunter mahnend zugerufen: „Emmchen, du transpirierst ja schon!“

Im Herbst 1904 notierte sich Rudolf Mücke, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, in sein damaliges Notizbuch, „dass ich noch keinen Kandidaten gehabt hatte, der so verständig und weit über seine Jahre hinaus seines Amtes gewaltet. Anna vermutete schon damals, dass er sich für unsere Tochter interessiere“ (LE §335). Vielleicht vermutete die kluge Anna und dann auch ihr Mann schon damals auch mehr: Emma war das einzige Kind eines wohlhabenden Direktors, bei dem auch auf etwas Geld zu hoffen war.

Mit dem 1. Oktober 1904 wurde Erich Loß endgültig in den höheren Schuldienst übernommen. Gleichzeitig war seine Zeit in Ifeld abgelaufen. Er begann zunächst seine Ausbildung zum Reserveoffizier beim Infanterie-Regiment Nr. 164 und ging zu diesem Zweck für ein Jahr als „Einjährig-Freiwilliger“ nach Hameln.

Aus dieser Zeit stammt ein etwas rätselhafter möglicher Hinweis auf den Eindruck, den seine Persönlichkeit auf Außenstehende machen konnte. Die Geschichte u. a. des erwähnten Regiments ist dargestellt in einem kleinen Sonderdruck

¹ So später Emmas Tochter Agnes als 14-Jährige voll Bewunderung für ihren Vater zu ihrer Großmutter (Mücke, „Agnes Loß“, §43)

„Hannoversche Regimentsgeschichten seit dem 24. Januar 1899“, herausgegeben 1905 von einem Hauptmann Schwertfeger, Lehrer an der Kriegsschule Hannover. Das von Erich Loß hinterlassene Exemplar trägt die handschriftliche Widmung „Meinem lieben Mephisto - der Verfasser“. Der schätzte Erich Loß also. Aber warum mag dieser den Beinamen „Mephisto“ bekommen haben? Ich erinnere mich, dass auch meine Mutter diesen Beinamen meines Großvaters erwähnt hat.

Zum 1. Oktober 1905 – kurz zuvor war er zum „Oberlehrer“ (Studienrat) befördert worden - wurde er für ein weiteres Jahr nach Leer in Ostfriesland versetzt (und wiederum ein Jahr später – er hatte sich gerade verheiratet – nach Stade, wo er dann mit seiner Familie bis zum Ausbruch des Krieges und danach formell bis zum 31. März 1916 blieb.)

Mit der erwähnten Beförderung von Erich Loß zum Oberlehrer rückte nun auch die Heirat meiner Großeltern näher. Rudolf Mücke schreibt in seinen Lebenserinnerungen (§325): „Am 11. März [1906] hatte ich in Northeim die wichtige Aussprache mit Erich Loß, der um die Hand unserer Tochter angehalten hatte.“ (Sein künftiger Schwiegersohn war damals in Leer, s. o. Vielleicht traf man sich in Northeim auf einer beiderseitigen Durchreise.) „Da Emmchen ihn liebte“, schreibt Mücke weiter, „so waren auch wir damit einverstanden, dass eine Ehe zustande käme, obwohl ich im Stillen den Gedanken nicht los wurde, dass Loß auch durch vermeintlichen Reichtum sich zu unserer Tochter hingezogen fühlte. Als überaus tüchtigen Lehrer und ehrenwerten Mann hatte ich ihn während der Ilfelder Probezeit kennen gelernt. Tante Hermine [eine Schwester seiner Frau, verheiratet mit seinem inzwischen gestorbenen Ilfelder Kollegen Ferdinand Becher] drängte, dass wir vor der Zustimmung genauere Kunde über seine Familie einziehen möchten. Dazu konnte ich mich nicht entschließen, obwohl Loß stets verschlossen war, wenn die Sprache auf seine Angehörigen kam. Als wir die Northeimer Aussprache hatten, klärte er mich auch darüber auf. – Die durch das Studium von ihm kontrahierten Schulden in Höhe von 5.000 Mark übernahm ich. Am 2. April sollte er in Ilfeld eintreffen, die Verlobung dann bekannt gegeben werden. Anna und ich beteten, dass die Verbindung beider zum Segen gereiche. Alles weitere verlief programmgemäß. Tante Hermine fand auch Gefallen an Erichs frischem, offenen Wesen. In den Pfingsttagen reiste ich mit Emmchen zu seinen Eltern [nach Hannover] und kam mit guten Eindrücken zurück.“

Die „guten Eindrücke“ bezogen sich freilich nicht auf die Lebensanschauung der Familie Loß, d. h. die des Familienvaters, und seinen Umgang mit Geld. Unter der „kaufmännischer Sinnesart“, die Rudolf Loß sich zusprach, schreibt Rudolf Mücke im weiteren, habe er unbekümmertes Geldausgeben in guten und entsprechendes Sparen in schlechten Zeiten verstanden (s. o.). Er fährt fort: „Wir Mückes hatten immer die Zukunft vor Augen und kamen darum nie zu einem vollen Genuss der Gegenwart im Loß'schen Sinne. Dafür blieben unsere Verhältnisse bescheiden, aber geregelt, während die Familie Loß aus den Schulden und ihrem Druck nicht herauskam. Diese Denkart haftet Erich noch an und verhindert die gesunde

Führung des Haushaltes. Einnahme und Ausgabe balancieren niemals genau, geschweige denn, dass die erstere einen Überschuss ergäbe. Dabei ist er keineswegs ein Verschwender, aber daran denkt er nicht, dass man die Ausgabenposten überprüfen und bei sich selbst anfangen müsse, wenn es gilt, ein Loch zurückzustekken. Hat er Geld, so gibt er es gerne aus, auch für Geschenke; mangelt es, so ist er mit der Welt unzufrieden. Den Hinweis auf andere, die sich viel kümmerlicher durchschlagen müssen und doch nicht unzufrieden seien, weist er stets mit Entschiedenheit zurück, als ob er ein Recht hätte, in guten Verhältnissen zu leben.“

Seine Übernahme der „durch das Studium [...] kontrahierten Schulden“ des Schwiegersohnes von 5.000 Mark hatte er zuvor vielleicht nicht zufällig in einem einzigen lakonischen Satz mitgeteilt. In einem wenig später (1907) verfassten gemeinsamen Testament des Ehepaares Mücke drückte mein Urgroßvater sich etwas direkter aus: Dort ist von verauslagten (und ggfs. auf das Erbe anzurechnenden) „5.000 Mark zur Ordnung der Geldverhältnisse des Gatten [E. Loß]“ die Rede. Auch Rudolf Mücke hatte Schulden aus seiner Studienzeit gehabt. Eine ihm und seiner Familie nahe stehende Gönnerin hatte ihm Geld vorgestreckt, das er dann als äußerst sparsam wirtschaftender Junglehrer getreulich zurückzahlte. Als er sich 1875 verheiratete, war es sein Stolz gewesen, ohne Schulden in den Ehestand zu treten und auch die bescheidene Mitgift seiner Frau nicht angreifen zu müssen.

Ganz anders sein Schwiegersohn, wie er mit Sorge feststellen musste. Erich hatte, wie ich annehme, Schulden nicht nur aus seinem Studium, sondern auch aus seiner Ausbildung zum Reserveoffizier, zumal, wenn er in ein vornehmes Regiment – wie anscheinend das seine – aufgenommen worden war. Zumindest dürfte ihm dies die Rückzahlung seiner Studienschulden als junger Lehrer erschwert haben. Rudolf Mücke wird dabei den „Reserveleutnant“ für einen Gymnasiallehrer überhaupt als eine eher überflüssige Angelegenheit angesehen haben, vor allem für jemanden, der noch Schulden hatte. Aber was sollte der Schwiegervater dagegen sagen? Es waren die Zeiten der „schimmernden Wehr“ Wilhelms II.

In dem o. e. gemeinsamen Testament der beiden Mückes von 1907 ist im übrigen von insgesamt 15.000 Mark die Rede, „die unsere Tochter bei ihrer Verheiratung verbraucht hat“, bestehend aus den 5.000 Mark zur Begleichung von Erichs Schulden und 10.000 Mark „für die Ausstattung“. Die ganze Summe sollte beim Ableben eines der beiden Ehepartner und bei einer Wiederverheiratung des überlebenden Teils in der dann fälligen Erbauseinandersetzung „als zur Masse gehörig mitberechnet“, also als von Emma bereits verbrauchter Erbanteil angesehen werden. Das zeigt, wie Anna und Rudolf Mücke die Lage bewerteten.

Anna und er „beteten“, schrieb er anschließend, „dass die Verbindung beider zum Segen gereiche“. Gab es außer Erichs Einstellung zum Geldausgeben noch andere Sorgen hinsichtlich seines Charakters? Hatte er lockere Ansichten und womöglich unerwünschte Erfahrungen mit anderer Weiblichkeit? Auf letzteres gibt es für mich keinen Hinweis. Ich entsinne mich nur der Erzählung meiner Mutter, ihr Vater habe gesagt, es gebe „Frauen zum Lieben und Frauen zum Hei-

raten“. Die kritische Bemerkung, die sie dazu machte, betraf dann aber nicht etwa ihn - meine Mutter gehörte noch nicht zu der Frauengeneration, die sich gegen solche Männerweisheiten auflehnte –, sondern ihre Mutter: Sie sei weder das eine noch das andere gewesen sei, weder eine Frau zum Lieben noch eine zum Heiraten. So habe es ihr bei aller „Herzengüte“ an jeder Sanftheit und Zärtlichkeit gefehlt. Wenn ihr Mann z. B. von seinem Leiden erschöpft auf dem Sofa gelegen habe und Emma die Decke um ihn feststeckte, dann habe er in komischem Schmerz ausgerufen: „Au, au, ich bekomme ja lauter blaue Flecke von deinem Knuffen und Buffen!“

Schon sehr bald aber sollte mein Großvater vor allem eine Frau brauchen, die ihm Halt bot, und ein solche war Emma gerade nicht. Andererseits hätte er eine „starke Frau“ niemals haben wollen. „Eine Widersetzliche würde ich hinauswerfen“, hat er laut meiner Mutter einmal gesagt. Dabei sah er selbst das Problem von Emmas mangelnden Durchsetzungsfähigkeit. 1920 berichtet sein Schwiegervater über ein Gespräch mit ihm (LE §636): „*Erich fürchtet nur, dass ihr, wenn sie wieder in Northeim ist, ihr Arm die alte Not bereitet, weil sie sich nicht schont und nicht versteht, andere zur Arbeit anzuhalten; sie sieht diese fast wie Besuch an, für den sie zu sorgen hat, statt umgekehrt.*“ Dann folgt der aufschlussreiche Satz: „*Erich fügte hinzu, seine Mutter sei von ganz ähnlicher Art.*“

Offenkundig war es gerade auch die von den Mückes erkannte „*gewisse Unselbstständigkeit der Tochter*“, die ihnen angesichts ihrer Verheiratung mit Erich Loß Sorgen bereitet hatte: dass Emma sich allzu widerstandslos den Herrscherallüren ihres Mannes fügen würde. Zehn Jahre später mussten sie sich sagen, dass sie auch seinen Schwächezuständen und Depressionen nicht gewachsen war.

Im Spätsommer 1906 besuchte Erich von Leer aus die Mückes in Ilfeld noch einmal für einige Tage, wie mein Urgroßvater berichtet (LE, §329). Man habe die Hochzeit vorbereitet und er selbst zusammen mit Erich nebenher den Kyffhäuser und Stolberg besucht (d.h. als Wanderer zu Fuß, wie es üblich war und gerade auch Rudolf Mücke es liebte). Eine eigentliche Verlobungsfeier gab es anscheinend nicht. Dann schreibt er (§330):

„*Nun [Mitte September] rückte die Hochzeit näher und näher. Erich hatte in Stade, wohin er noch schließlich versetzt war, eine ihm zusagende Wohnung gefunden. Anna wollte die Einrichtung daselbst besorgen. Haus und Kloster wurden für das Familienfest in Bereitschaft gebracht. Die Behörde hatte genehmigt, dass ich auch Alumnatsräume benutzen durfte, soweit ich es nötig hätte. [...]*

Am 1. Oktober, auf Annas Geburtstag, wurde der Polterabend des jungen demnächst[ig]en Ehepaares in den Räumen der Talbrauerei festlich begangen. Die Zahl der Teilnehmer belief sich auf einige 80 Personen. Das Wetter war tadellos, heller Mondschein in der Nacht. Alles verlief glatt und gut. Die Deklamationen, vor allem die von Mariechen Meyer verfassten 'Glühwürmchen' gefielen, der Schwank 'Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt!', bei dem sich Wülker auszeichnete, fand großen Beifall. Die 'Harzfrauenunterhaltung' in unverfälschtem Ilfelder

Dialekt und das improvisierte 'Wachsfigurenkabinett' entfesselte wahre Lachsalven. Das gemeinsame Essen zeitigte die herkömmlichen Reden, ein Tänzchen bildete den Abschluss. Es war ein Uhr geworden, als wir nach Hause pilgerten.

Der 2. Oktober war der Hochzeitstag, das ganze Haus voll Gäste. Und halb 11 begleitete ich mit Vater Loß unser Paar zum Standesamte, und um halb zwei bewegte sich der Hochzeitszug vom Kloster nach der nahen Kirche. Die Freunde und Freundinnen sangen zum Eingang die schöne Motette 'Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!'. Pastor Freytag hielt eine treffliche Ansprache über den Text: 'Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!' Die Gratulationen wurden in der Aula entgegengenommen, das Hochzeitsmahl fand im Konversationszimmer (Remter [=Speisesaal]) statt und hielt uns in fröhlicher Stimmung bis 11Uhr beisammen.

Das junge Ehepaar reiste um 8 Uhr ab. Wir begleiteten es mit unseren besten Wünschen. Die Hochzeit war so verlaufen, dass alle Teilnehmer voll befriedigt waren und sie in gutem Gedächtnis behielten. –

Nun ging für Anna und mich das Alter an - und neue Sorgen. Anna begab sich nach Wiederherstellung der häuslichen Ordnung nach Stade, richtete dort alles ein und empfing das Ehepaar. Wir beide gedachten, als sie zurückkam, unseres Einzugs in Ilfeld, als wir wie Marius auf den Trümmern von Karthago so auf den unausgepackten Hausratsgegenständen saßen und unseren ersten Kaffee aus gerade ausgepackten Biergläsern tranken. Wir mussten uns anders durchschlagen als jene und sind doch zu ganz leidlichen Zielen gelangt, wenigstens bis jetzt; aber freilich: ante obitum nemo supremaque funera felix.²

Der Seitenblick der jetzt 57 und 56 Jahre alten Eltern auf die materiellen Ansprüche der jungen Leute, d. h. ihres Schwiegersohnes, war nur zu berechtigt. Rudolf Mücke musste ihm schon bald wieder mit Geld aushelfen: Als Erichs Vater 1910 gestorben war, berieten dessen Kinder, wie seine Schulden zu tilgen seien. „*Natürlich musste ich auch mit einspringen*“, schreibt der Schwiegervater, „*nämlich Erichs Anteil übernehmen.*“

1908 zogen die Mückes nach Hannover, wo mein Urgroßvater noch bis 1916 (also bis 67), Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums war. Unterdessen (1907) war in Stade meine Tante Hildegard Loß zur Welt gekommen, 1910 folgte meine Mutter und 1912 der Sohn Fritz. Von dessen bevorstehender tödlicher Muskelatrophie war in den ersten Jahren noch nichts zu erkennen. Es war eine glückliche Zeit. Die Mückes und Loß' besuchten einander in Stade und in Hannover, die Großeltern hatten Freude an den Enkelkindern und hüteten sie bisweilen. Erich Loß musste allerdings als Reserveleutnant in jenen Jahren mehrfach längere Militärdienstzeiten (in Oldenburg und Munsterlager) absolvieren. Üblicherweise kostete dies einiges Geld und dürfte deshalb mit ein Grund dafür gewesen sein, dass bei ihm nichts übrig blieb und er weiter Schulden hatte.

² „Niemand ist vor Tod und Grab glücklich zu heißen“, Ovid.

Recht bald suchte und bekam der tüchtige junge Oberlehrer Gelegenheit, sich um Schulleiterstellen zu bewerben. Sein von seiner Befähigung immer überzeugter Schwiegervater unterstützte ihn darin. So habe sich ihm, wie mein Urgroßvater in seinen Lebenserinnerungen schreibt, die Stelle des „Alumnatsinspektors“ in Plön geboten, was er jedoch mit dem Einverständnis von Frau und Schwiegereltern ausgeschlagen habe: *„Das Alumnat in Plön bildete eine große Familie. Bei den noch zu erwartenden kleinen Kindern war Erich und Emma das Zusammenleben mit großen Schülern anstößig, Erich fand auch nicht Geschmack an der ausgesprochen kirchlichen Richtung, die in Plön herrschte“* (LE, §379). Beide Begründungen sind aufschlussreich: Da ist einerseits die damalige Prüderie des und andererseits das geringe Interesse von Erich Loß an allem Kirchlichen. Letzteres erwähnt der Schwiegervater auch anlässlich einer fehlgeschlagenen Bewerbung Erichs um das Direktorat des Herforder Gymnasiums, wo ihm ein älterer Mitbewerber vorgezogen wurde (LE §471: *„Bei Erichs religiöser Stellung war es gewiss gut, dass er nicht Graebers Nachfolger wurde.“* Erich Loß bewarb sich auch 1913 schon um Northeim, aber auch dort wurde ihm ein älterer Kollege vorgezogen. Auch mit einer Bewerbung um die Leitung des Göttinger Gymnasiums hatte er keinen Erfolg.

Rudolf Mücke war bei aller Überzeugtheit von den herausragenden Qualitäten seines Schwiegersohnes mit dessen Karrieredenken nicht ganz einverstanden. Er war ihm zu wenig an wissenschaftlicher Arbeit interessiert, zu wenig Philologe. So schrieb er: *„Erich beteiligte sich [1912] an der Tagung des Philologenvereins [in Hannover]. [...] Ich hätte gern gesehen, dass auch Erich irgendwie hervorgetreten wäre. Das Zeug hat er dazu, aber seine Gedanken richten sich gleich auf so hohe Ziele, dass er überhaupt zu nichts weiter kommt, als eben sein Amt – allerdings vorzüglich – auszufüllen. Das ist freilich auch schon etwas“* (§446).

Dass sich das zu befürchtende Problem zwischen den beiden Eheleuten tatsächlich einstellte vermerkt Rudolf Mücke – in einer sehr aufschlussreichen Betrachtung – erstmals für Ende 1912 (§458): *„Am Schluss des Jahres hielt sich Anna einige Tage in Stade auf und kam eigentlich wenig erbaut zurück. Erich ist zu temperamentvoll, meinte sie, Emma zu gleichgültig. Ersterer verlangt eine sogenannte moderne Frau und schießt dabei über das Ziel. Er müsste auch an sich die kritische Sonde legen, aber davon ist er weit entfernt. Letztere müsste etwas mehr eigenen Willen entwickeln, obgleich das bei ihres Mannes Gemütsart leichter gesagt als ausgeführt ist. Gegen den stark ausgeprägten Egoismus desselben ist eben schwer anzukämpfen.“*

Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges trat bei Erich Loß auch ein Gesundheitsproblem zutage, in dem sich wahrscheinlich schon das eingangs erwähnte Leiden ankündigte, das bald nach Kriegsbeginn bei ihm ausbrach. Der Schwiegervater schreibt (§476): *„Erich fing schon damals an [Frühjahr 1914], über ein Magenleiden zu klagen, und befragte auch einen Arzt. Der machte jedoch nicht viel daraus.“*

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Lehrer in Ilfeld, Stade (1903-1914)

Die Beschwerden könnten teilweise nervöser Natur gewesen sein. Es scheint, dass die zunehmende – von Mücke eindringlich beschriebene – spannungsgeladene Atmosphäre vor dem Ausbruch des Krieges seinem Schwiegersohn besonders stark zusetzte. In den letzten Julitagen, also unmittelbar vor Kriegsausbruch, kehrte Rudolf Mücke von einer Reise in seine schlesische Heimat nach Göttingen zurück. Er schrieb dazu (§484): „*Anna fand ich sichtlich erholt, aber voll Sorge um Erich, eine Sorge, die sie mit dessen Mutter teilte. Erichs Nervosität hatte erschreckend zugenommen. Was sollte daraus werden?*“

Weltkrieg

Es muss am 2. August 1914 gewesen sein, am ersten Mobilmachungstag mit seinem Jubel und der Kriegsbegeisterung ringsum, als meine Großmutter, wie meine Mutter später erzählte, in aller Stille ihren Mann, den Leutnant d. Reserve Erich Loß, zur Gartenpforte der Familienwohnung in der Stader Salzstraße hinausließ. Sein Auszug ins Feld sollte nicht auffallen. Mein damals 36-jähriger Großvater, blond und hochgewachsen, mit strahlenden blauen Augen und Stirn und Nase in „klassisch“ gerader Linie, muss in seiner Montur samt Pickelhaube wie ein leibhaftiger Kriegsgott ausgesehen haben. Noch etliche Jahre später, als der Krieg ihn längst seine Gesundheit und sein gesamtes Haar gekostet hatte, nannten seine Schüler am Northeimer Gymnasium ihren immer tadellos gekleideten Direktor bewunderungsvoll „Zeus“ (oder war es „Jupiter“?) und „Gent“ („Gentleman“).

In Hannover schrieb mein Urgroßvater über die ersten Kriegstage (LE §488): *„Landwehrleute hielten im [Kaiser-Wilhelm-] Gymnasium [in Hannover] Einzug. Wir vertrugen uns aufs beste. Dazwischen fielen die mündlichen Prüfungen derer, die in das Heer eintreten wollten. Erich war zu seinem Truppenteile geeilt, Emma hatte das Haus voller Einquartierung, zeigte sich aber mutig und getrost [...] - Erich meldete am 12. August, dass er zur Besatzung von Borkum bestimmt sei, schrieb aber schon bald von dort, dass er auf Borkum versauere, während alle seine Freunde in offener Feldschlacht stünden“.*

Auf die Nordseeinsel Borkum war Erich Loß kommandiert worden, um mit seiner Einheit nach einer damals noch erwarteten Invasionsflotte der Engländer Ausschau zu halten. Der Beobachtungsdienst mit dem Feldstecher auf dem Leuchtturm der Insel führte bei ihm vielleicht zu einer Verkühlung, die sich dann – wahrscheinlich in Verbindung mit einer angeborenen Empfindlichkeit des Verdauungsapparats - zu einem chronischen Darmleiden auswachsen sollte.

Nachdem er auch über Weihnachten in Borkum hatte ausharren müssen, da er keinen Urlaub bekam (§498), erhielten die Mückes in Hannover bald die beunruhigende Nachricht (§500), *„dass Erich wegen des immer fester einwurzelnden Unterleibsleidens nach Stade beurlaubt sei. Dies traf ihn umso schmerzlicher, als gerade sein Bataillon von Borkum an die flandrische Front geschickt wurde. Er wollte sich auch wie [Emmas Vettern] Fritz, Otto und Gustav Scheidemann das Eiserne Kreuz holen. Nun wurde nichts daraus.“*

Nach seiner „Militär-Dienstzeitbescheinigung“ von 1929 war er allerdings von Januar bis März 1915 im „*Stellungskampf in der Champagne und westlich der Argonnen*“ eingesetzt. Wie das mit der vorstehenden Aussage Mückes in Einklang zu bringen ist, weiß ich nicht. Ende April 1915 wurde er jedenfalls dem Ersatzbataillon seines Regiments in der Heimat zugewiesen.

An der flandrischen Front hätte er sich vielleicht das ersehnte Eiserne Kreuz geholt, mit größter Wahrscheinlichkeit aber den Tod. Seine Einheit, das (laut meiner Mutter recht vornehme hannoversch-oldenburgische) Res. Infanterie-Regiment Nr. 79, soll in Flandern so gut wie vollständig vernichtet worden sein.

Seinem besonderen Krankheitsschicksal verdankte Erich Loß somit sein Leben. Der Krieg war für ihn zu Ende, längerfristig übrigens auch mit tröstenden Ehren: Im Juni 1915 wurde er noch zum Oberleutnant, im Juli 1918 zum Hauptmann der Reserve befördert.

Bei Rudolf Mücke heißt es weiter (§502): *„Erich besuchte uns auf der Durchreise nach Homburg Ende März [1915], sah wohl aus, klagte aber über fortgesetzte Dysenterie. Seine Zuversicht auf Deutschlands Sieg war nicht allzu groß, er meinte, Englands Macht sei unerschöpflich. In Homburg war er in der Folge mehrere Wochen dem Sanatorium eines Dr. Pariser zugeteilt. Er hatte es dort sehr gut und lernte das internationale Judentum, das in der Hauptsache jenes Sanatorium bevölkerte, aus dem Grunde kennen. Die Geldfrage stand jenen Leuten durchaus im Vordergrund. Dr. Pariser fand in Erich einen begeisterten Anhänger; ich glaube, weil er ihm unbedenklich Morphium und dergleichen als Arznei verordnete. Das schafft zwar augenblickliche Linderung, aber die Folgen! Die Folgen! Erich trägt noch jetzt (1920) schwer daran.“*

Über den Antisemitismus Rudolf Mückes habe ich in meiner Einführung zu seinen Lebenserinnerungen geschrieben. Aus welchen Ländern kam übrigens – 1915 - jenes „internationale Judentum“? Aus der Schweiz, den Niederlanden, den USA? Mückes Kritik an Dr. Pariser ist natürlich zugleich von seiner Annahme gefärbt, dass dieser Jude war, was sein Name allerdings vermuten lässt.

Nach dem Frühjahr 1915 ging es jedoch mit den beruflichen Bestrebungen meines Großvaters voran, wie sein Schwiegervater schreibt (§503): *„Jetzt kam Erichs Kandidatur für einen Direktorposten wieder in Fluss. Sein Befinden war wechselnd, die ihn behandelnden Ärzte stellten vollständige Genesung in Aussicht. So brachte ihn Heynacher [Mückes alter Freund vom Provinzial-Schulkollegium in Hannover] für Northeim in Vorschlag, und er gelangte tatsächlich, nachdem er selbst in die Bewerbung eingetreten war, in die engere Wahl.“*

Unterdessen setzten sich laut Mücke (a. a. O.) seine Sanatoriumsaufenthalte fort (§506): *„Erich war [Ende Juli 1915] auf der Durchreise nach dem Barnerschen Sanatorium in Braunlage. Dort hofft er, seine noch immer auf schwachen Füßen stehende Gesundheit zu kräftigen. Die Geldmittel zu beschaffen war meine Sache [!] [...] Erich schrieb, dass Dr. Barner seine Organe als völlig gesund befunden habe. Barner war nicht der erste, der dies festgestellt hatte, Erich glaubte es bloß leider nicht. Er musste es alle Augenblicke von neuem bestätigt hören. Und wenn ihn die geringste Unterleibsbeschwerde traf, so war alle Zuversicht wieder zum Teufel. Das einzige, was ihm zusagte, und dafür mache ich noch heute Dr. Pariser in Homburg verantwortlich, waren Opiumspräparate. So wurde sein Leiden*

immer nur scheinbar besser. Bald kam der Augenblick, wo er auch den Braunlager Arzt als Scharlatan erkannt zu haben glaubte, weil er ihm nicht das verordnete, was er selbst wünschte. So erwuchs uns allen, die wir Erich schätzten und lieb hatten, schwere Sorge.“ Im Herbst war er wieder in Stade und im Schuldienst, „litt aber viel an Unterleibsbeschwerden, so dass an Rückkehr zur Front nicht zu denken war“ (§509).

Im Januar 1916 stand die Bewerbung meines Großvaters für das Northeimer Gymnasium Corvinianum endgültig zur Entscheidung an. Rudolf Mücke schrieb später dazu: *„Er hatte dies meinem Freunde Heynacher [s. o.] zu verdanken, der dem dortigen Bürgermeister in der Besetzungsangelegenheit geraten hatte, auf die alten Bewerber von vor zwei Jahren zurückzugreifen... [Die Entscheidung] fiel zu Gunsten Erichs aus, weil drei ärztliche Gutachten seine Damenerkrankung als nur vorübergehend, seine sonstige Konstitution als vorzüglich bezeichnet hatten. Ohne Heynachers Rat wäre die Stelle von neuem ausgeschrieben worden, und Erich hätte sich wegen seines Befindens entschieden nicht entschlossen, in die Bewerbung einzutreten. Als man ihn erkoren hatte, nahm er die Berufung mit Freuden an. Sein Befinden hob sich unter dem Eindruck dieser Wendung seines Lebensganges.*

In die politische Zukunft aber sah er nach wie vor mit größtem Pessimismus: England sei uns vielfach überlegen und scheue vor keinem Mittel zurück, unsere Gegner zusammenzuhalten. Dass es dies tun würde, galt mir als sicher. Die Kämpfe um Verdun zehrten damals an unseren Kräften und kosteten viel edles Blut.“

Direktor in Northeim - Rede zur Amtseinführung 1916

Das humanistische Gymnasium des 19. Jahrhunderts war eine gute Schule, die auch im übrigen Europa bewundert wurde. Mit den Problemen für Erziehung und Bildung, die aus den rasch fortschreitenden großen Veränderungen des Jahrhunderts erwachsen, hatte man es auch anderswo nicht leicht. In Deutschland wirkten sie sich jedoch nachhaltiger und gefährlicher aus.

Dort war die alte Gelehrtschule der Humanisten, die noch in mittelalterlichen Traditionen wurzelte, zwischen 1500 bis 1800 ein Wegbereiter der Neuzeit gewesen. Dann machten Aufklärung und Französische Revolution weitere tiefgreifende Reformen notwendig. Schließlich hatte Wilhelm v. Humboldt für Preußen das humanistische Gymnasium konzipiert und es zur führenden Stätte der höheren Schulbildung für den wachsenden Akademikerbedarf der Gesellschaft gemacht. Der zunehmend von Wissenschaft, Technik und Industrie beherrschten Welt des 19. Jahrhunderts konnte jedoch das Humboldtsche Gymnasium immer weniger gerecht werden. Sein großer Lernaufwand für Latein und Griechisch führte zwar nach wie vor zu einer „klassischen“ Bildung, die nicht zuletzt für das Denken, Sprechen, und Schreiben in der deutschen Sprache von größtem Wert war, ließ aber für den wachsenden neuen Wissens- und Bildungsbedarf immer deutlicher zu wenig Raum.

Hinzu kam, dass das humanistische Gymnasium sich von einer Oberschichtschule im engeren Sinne unausweichlich zur breiteren „Schule der Nation“ entwickelte, indem es sich für immer mehr Bürgerschichten öffnete. In deren Welt verloren die geistigen Quellen, aus denen sich das humanistische Gymnasium speiste, die „Klassik“ – die griechisch-römische und die deutsche von Weimar – aber auch der deutsche Idealismus, allmählich ihre Ausstrahlungskraft. Sie vertrugen sich weder mit der Dynamik noch mit dem nüchternen Erwerbsgeist der neueren Zeiten. Ihre Inhalte wurden im Gymnasium gepredigt und gepriesen und dennoch mehr und mehr zum bloßen Lernstoff. Beglückende geistige Erfahrung waren sie ohnedies immer nur für wenige gewesen, zumal das Edle und Große zu allen Zeiten durch Schule und Schulmeister banalisiert worden ist. Aber nun wurden mit den alten Sprachen als Schlüssel zum antiken Erbe und mit den Werken der deutschen Klassik auch zunehmend Söhne aus Gesellschaftsschichten traktiert, die kein inneres Verhältnis dazu hatten und es auch nicht ernsthaft erlangen wollten.

Symptomatisch für die Diskrepanz, die sich hier zwischen Sein und Schein auftat, war der harmlose bis bittere Spott, der sich etwa seit der Jahrhundertwende über „Penne“ und „Pauker“ ergoss, wie in dem Witz über den Grammatikunterricht: „Wer oder was lacht über Griechenland? – Ein blauer Himmel lacht über Griechenland!“ Der Gymnasialprofessor im schlecht sitzenden Anzug und mit altmodischen Ansichten wurde zur beliebten Zielscheibe des Simplicissimus. Unsterblich gar wurde er durch Heinrich Manns „Professor Unrat“ (der durch den Film „Der Blaue Engel“ mit Emil Jannings und Marlene Dietrich vollends populär wur-

de), schließlich gar durch Heinrich Spoerls Roman „Die Feuerzangenbowle“ (1933).

Ein Beispiel für diese allgemeine Kritik findet sich z.B. auch in Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“:¹ „... es ist noch gar nicht lange her, dass man sich unter einem bewunderungswürdigen männlichen Geist ein Wesen vorgestellt hat, dessen Mut sittlicher Mut, dessen Kraft die Kraft einer Überzeugung, dessen Festigkeit die des Herzens und der Tugend gewesen ist, [ein Wesen] das Schnelligkeit für etwas Knabenhaftes, Finten für etwas Unerlaubtes, Beweglichkeit und Schwung für etwas der Würde Zuwiderlaufendes gehalten hat. Zum Schluss ist dieses Wesen allerdings nicht mehr lebendig, sondern nur noch in den Lehrkörpern von Gymnasien und in allerhand schriftlichen Äußerungen vorgekommen, es war zu einem ideologischen Gespenst geworden, und das Leben musste sich ein neues Bild der Männlichkeit suchen.“

Zum Verfall des humanistischen Gymnasiums trug entscheidend seine nationalistische Entartung bei. In dem Maße nämlich, wie es im Laufe des 19. Jahrhunderts zu jenem „ideologischen Gespenst“ verfiel, von dem Musil schreibt, wurde ihm als Stärkungsmittel jene erkonservative Nationalromantik und jener exaltierte preußisch-deutsche Patriotismus eingeflößt, der die akademische Jugend Deutschlands 1914 in Flandern mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in die britischen Maschinengewehre stürmen ließ, nach dem „Mythos von Langemarck“². Mehr als einer hatte Gedichte von Hölderlin im Tornister, darunter etwa das schreckliche mit der Überschrift „Tod fürs Vaterland“. Die ideologische Apotheke, aus der sich der Schulhumanismus im Bismarckreich bediente, stand in einer Traditionslinie der deutschen Klassik und Romantik und firmierte unter den besten deutschen Namen.

Einer übrigens, der nicht viel vom kaiserzeitlichen Schulhumanismus hielt, war der große Altertumswissenschaftler Theodor Mommsen (1817-1903), zugleich einer der wenigen politisch und demokratisch denkenden Köpfe des Kaiserreichs, dem er mit tiefer Abneigung gegenüberstand. Dagegen wusste später jemand anderes umso besser, was er am humanistischen Gymnasium hatte: Adolf Hitler, den wir noch ausführlich zitieren werden. Er sah in ihm keineswegs das Musilsche „Gespenst“, von dem „ein neues Bild der Männlichkeit“ nicht zu gewinnen war, sondern das höchst einsatzfähige Flaggschiff der völkischen Erziehung. Die Überleitung des Schulhumanismus in die NAPOLAs gelang denn auch später offenbar reibungslos (desgleichen übrigens umgekehrt nach dem 2. Weltkrieg seine Rückkehr in die traditionellen Gymnasien, z.B. das meine in Göttingen³).

Wenden wir uns daraufhin der erhaltenen Antrittsrede von Erich Loß in Northeim 1916 zu (Anhang 1). Seine Amtseinführung als neuer Direktor des Corvininums fand Anfang April statt. Die Rede, die er aus diesem Anlass hielt, ist ge-

¹ Rowohlt-Ausgabe, 21. Aufl. 2006, Bd. I, S.44/5

² S. Anhang 2, §7, S.84

³ s. o. S. 6/7

wissermaßen eine Vorstufe der in vieler Hinsicht bestürzenden und erschreckenden Gefallenenrede, die er fünf Jahre später hielt. Sie steht in der Tradition des deutschen Idealismus und der Nationalromantik von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“. Das Irrationale und Illusionistische der daraus erwachsenen deutschen Nationalideologie hatte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch den wilhelminischen Triumphalismus - wie bei den Festreden zu Sedan und Kaisers Geburtstag - zur Groteske gesteigert.

Im Frühjahr 1916 aber befand man sich nunmehr tief „*in diesem schwersten aller Kriege*“ (Anhang 1, §11). Hurratriotisch, wie wohl viele Reden von Direktoren humanistischer Gymnasien auch zu jenem Zeitpunkt trotz allem noch waren, ist diese denn auch eigentlich nicht. Übrigens berichtet Rudolf Mücke wiederholt, dass sein Schwiegersohn pessimistisch in die Zukunft sah. Dennoch ist dessen Rede ganz und gar von jener verhängnisvollen idealistischen Hochgestimmtheit, von der die tonangebenden Schichten des Kaiserreichs nach wie vor durchdrungen waren.

Das galt in besonderem Maße von der Hochburg der bürgerlichen Bildung, dem humanistischen Gymnasium. Ein wesentlicher Teil der Rede ist dessen idealistischer Bildungsaufgabe gewidmet. Das Gymnasium diene der „*allseitigen Veredelung des Jünglings*“ (§2), und zwar auf der Grundlage der beiden Sprachen sowie des Denkens und der Kultur der Antike, durch die Vermittlung „*hellenischer Freiheit und römischer Geisteszucht*“ (§5). Es habe „*nie eine bessere Schule der Selbsterkenntnis und des fruchtbaren Selbstbewusstseins gegeben als den Humanismus*“.

Die Aufgabe dieses zum deutschnationalen Erziehungsprogramm gewordenen Humanismus war es danach, „*den deutschen Knaben und Jüngling zu deutschem Denken und Fühlen heranzubilden, um ihm später deutsches Handeln leichter und selbstverständlicher zu machen*“ (§7). Es ging um die „*Erziehung eines adligen, eines Heldenvolkes*“ durch die Einpflanzung elementarer Tugenden (§11): „*Ich verlange daher von euch als die Kardinaltugenden des Schülers: eisernen Fleiß und ernstes Streben, unbedingten Gehorsam und strenge Aufrichtigkeit. Und das verlange ich von euch nicht um der Schule willen, sondern um eurer willen, um eurer Eltern willen, um des Vaterlandes willen.*“ Das alles hatte auf der Grundlage „*unserer hohen, von allen Nachbarvölkern beneideten Kultur*“ (§4) zu geschehen.

Das Besondere der „humanistischen“ Seite dieser Kultur, so der Redner, war dabei dies: „*Unser Weg führt über Hellas und Rom zur Größe deutscher Kultur und zur Tiefe des allgemeinen Menschentums*“ (§7). Zu dessen Erkenntnis aber liefere der Schulhumanismus, ausgehend von der Antike, den idealen Zugang. An anderer Stelle gibt der Redner dazu die bemerkenswerte Erläuterung: „*Mensch sein heißt uns begeisterungsfähig sein, und dies bedeutet letztlich nichts anderes als die Gewissheit, dass unsere Seele von Gott stammt und zu Gott zurück will*“ (§6). Wird da etwa die Begeisterungsfähigkeit zur eigentlichen Quelle der Gewissheit über Gott und die Unsterblichkeit der Seele, zu einem subjektiven Gottesbeweis

sozusagen? Christlich war das jedenfalls nicht. Tatsächlich war das Christentum längst in den Religionsunterricht abgeschoben.

Aus dem behaupteten Sonderverhältnis der Deutschen zum „*allgemeinen Menschentum*“ jedenfalls folgt nach Erich Loß die ihnen vorbestimmte geistige Sendung in der Welt: „*Wir wollen weiter arbeiten an unserer geistigen Vervollkommnung, dann dienen wir am besten der Erfüllung der Menschheitsidee, die unsere welthistorische Mission bedeutet. Eine Vernachlässigung jener geistigen Ideale würde für uns und damit die Menschheit geistigen Rückgang, ja geistigen Tod bedeuten*“ (§5). Der Redner hat hier den Schluss von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ vor Augen, wo es heißt: „...*so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt und denen der Vorschrift in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. [...] Es ist daher kein Ausweg: Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.*“ Den letzten Satz zitiert Erich Loß in §10 seiner Denkmalsrede von 1921 (Anhang 2, s. auch S.46).

Diese exzentrische Vorstellung einer deutschen „*welthistorischen Mission*“ oder „*Sendung*“ in der Welt – ohne die noch abstrusere apokalyptische Alternative des Untergangs der Menschheit – ist schon bei Herder zu finden. Dieser hatte als erster die Auffassung vertreten, dass das deutsche Volk wie kein anderes dazu bestimmt sei, die Ziele der Menschheit zu verwirklichen. Schon bei ihm lässt dabei der Textzusammenhang das folgenreiche Umkippen der Minderwertigkeitsgefühle des europäischen Nachzüglers in autistischen Größenwahn erkennen, das einst so verhängnisvolle Folgen haben sollte.⁴

Der Redner Erich Loß lässt es sich dann auch nicht nehmen, an den berühmt-berühmten Vers Emanuel Geibels zu erinnern (der übrigens auf Fichte zurückgehen soll): „*Wir sind mit unserem Kaiser der festen Überzeugung, dass am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll*“ (§4). Dahinter stand bekanntlich die kulturelle Verlegenheit des Bismarckreiches, das sich als reine machtpolitische Schöpfung gerade keiner „deutschen Sendung“ rühmen konnte und keine kulturelle Ausstrahlung besaß.

Umso mehr aber hatte für diese Denkweise der große Krieg eine schicksalhafte Dimension: „*In diesem Kriege wird es sich ja letztlich nicht bloß um äußeren Gewinn oder Verlust an Land und Gut handeln, nein, letztlich wird es sich auch entscheiden darum [daran?], welche Weltauffassung von nun an die führende sein soll: ob die materialistische des englischen Händlertums oder die idealistische des deutschen Heldentums*“ (§4). Zu erklären, wie es dann sein konnte, dass die britischen „Händler“ in Flandern nicht weniger tapfer kämpften als die deutschen

⁴ vgl. Fritz Stern, „Kulturpessimismus als politische Gefahr“, Schlusswort: „Vom Idealismus zum Nihilismus“

„Helden“, blieben solche Thesen schuldig. Letztlich waren diese eben der Punkt, in dem idealistisch-heroische Weltanschauung und schnöde Kriegspropaganda ineinander übergangen, wobei „Propaganda“ (der Begriff war erst im Entstehen) natürlich immer nur das schmutzige Geschäft der Feinde war.

Unabhängig von der Kriegssituation zeigt die Rede meines Großvaters deutlich die inneren Widersprüche und die Probleme, die das humanistische Gymnasium schon damals mit der deutschen Wirklichkeit hatte. „*Unser Gymnasium*“, erklärt er, „*soll als ein echt humanistisches nicht feige den Platz räumen dem Materialismus der Zeit, jenem Kampf ums Dasein, der mehr dem Nutzen und dem Genuss nachjagt, als dass er auf wahrhaften Gewinn des Geistes und des Herzens ausgeht. Unser Gymnasium soll sich nicht herabwürdigen zu einer Veranstaltung von allerlei äußeren Berechtigungen*“ (§2). An anderen Stellen übrigens, wie im Zusammenhang mit den schon erwähnten „*Kardinaltugenden*“ des Schülers (§11), spricht der Redner indes durchaus bejahend von „*jenem Kampf ums Dasein*“, auf den er vorzubereiten sei.

Das entsprach ja auch ganz der bellizistisch-vulgärdarwinistisch gefärbten „Weltanschauung“ der damaligen Deutschen. Deshalb ging es nach Erich Loß auch dem humanistischen Gymnasium keineswegs nur um „*wahrhaften Gewinn des Geistes und des Herzens*“ und um geistige „*Veredelung des Jünglings*“ (§2). Vielmehr war es „*die Schule für die, die bestimmt sind, dermaleinst in die leitenden oder ausführenden Stellungen in Staat, Kirche und Gesellschaft einzurücken*“ (§8). De facto war das humanistische Gymnasium durchaus die vom Redner mit so starken Worten verachtete, aber bestens etablierte „*Veranstaltung*“ im Hinblick auf „*allerlei äußere Berechtigungen*“ (s. o.). Die idealistische Klage über den „*Materialismus der Zeit*“ und die „*Jagd nach dem Nutzen und dem Genuss*“ war scheinheilig.

Nach den Worten vom „*Einrücken*“ [man beachte den militärischen Ausdruck] der Absolventen des humanistischen Gymnasiums in die Führungspositionen von „*Staat, Kirche und Gesellschaft*“ aber folgte der Satz: „*Deren [d.h. der Schule, des humanistischen Gymnasiums] eigentliches Gebiet aber wird der Mensch sein, das Menschliche im engeren Sinne.*“ Gerade aus dieser so hoch aufgehängten und reichlich abstrakten Bildungsidee wird also der handfeste Anspruch auf gesellschaftliche Privilegierung abgeleitet. Zur Zeit Wilhelm von Humboldts mochte das eine schlüssige – jedenfalls weniger gewagte – Konzeption gewesen sein. Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts aber war diese in immer offenkundigeren Konflikt mit der Realität geraten.

Unter dem Druck der industriellen Entwicklung hatte sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts die „Oberrealschule“ (ohne Latein) herausgebildet (in Preußen offiziell seit 1882), dann auch das „Realgymnasium“ (mit Latein, aber ohne Griechisch), das denselben Hochschulzugang anstrebte wie das humanistische Gymnasium und ihn kurz nach der Jahrhundertwende auch praktisch in vollem Umfang erhielt. Heftig umkämpft – und das in Deutschland auf die eine und andere Weise bis heu-

te – blieb das Ziel der „allgemeinen Bildung“. Die „real“ orientierten neuen Schulen reklamierten dieses Ziel für sich selbst und sprachen es immer offener dem humanistischen Gymnasium ab. Dieses wehrte sich, wie auch die folgenden Worte von Erich Loß zeigen, mit Schwierigkeiten dagegen und suchte seinen Führungsanspruch zu behaupten (§8f): *„Den Menschen also und seine besonders menschlichen Kräfte des Geistes und der Seele wollen wir bilden, und zwar im allgemeinen. Nicht aber soll das etwa heißen, dass diese allgemeinen Bildung in der Aneignung alles möglichen Wissens bestehe [...] Strenge weist das Gymnasium es von sich, irgendeine Fachschule zu sein, eine Vorbereitung für diesen oder jenen Beruf. Das Gymnasium will nur den Jüngling allgemein veredeln, ihn allgemein schulen für den späteren Kampf des Lebens. Weil aber diesem so geschulten Jünglinge nichts Menschliches fremd sein soll, muss er auch eine gewisse Kenntnis in der Mathematik und in den Naturwissenschaften haben“.*

Das war schon damals völlig reaktionär und einfach grotesk. Ein solches Bildungsideal konnte sich übrigens auch nicht etwa auf Platon berufen. Über dessen Akademie hatte gestanden: „Kein Zutritt ohne Kenntnis der Geometrie!“.

Nun war jedoch mein Großvater, obwohl begeisterter Schulhumanist, durchaus ein Pragmatiker, der ausdrücklich das Ergebnis einer Entwicklung anerkannte, die nicht mehr aufzuhalten war. Interessanterweise enthält der handschriftliche Text seiner Antrittsrede in Northeim eine dahin gehende Passage, die er jedoch in Klammern gesetzt hat. Hat er auch dieses Stück vorgetragen, oder hatte er es sich nach der Niederschrift anders überlegt? Der Text lautet (§9):

„Wer andere Ziele erstrebt und andere Wege dahin für sich dienlicher hält, dem ist nach der segensreichen Verfügung von 1901 jetzt Gelegenheit zur Bewegungsfreiheit gegeben; haben wir doch jetzt drei gleichgeordnete, aber in ihrer Art verschiedene höhere Unterrichtsanstalten, so dass jeder einen anderen Weg wählen kann, dem der Weg durchs Gymnasium zu schwierig ist. Gott sei Dank, dass das Gymnasium sein früheres Monopol, die einzige höhere Bildungsstätte des jungen Deutschen zu sein, verloren hat. Es ist infolgedessen entlastet von so vielen Elementen [!], denen Hellas und Rom nichts zu sagen hat und deren Bedürfnissen die beiden anderen Schularten besser entsprechen. Und wir hoffen und wünschen, dass durch diese Entlastung das Gymnasium wieder in Stand gesetzt werden wird, sein altes Ideal mehr zu verwirklichen als bisher. Ein Wunsch der Zukunft ist es allerdings noch, dass es wirklich auch allen jungen Deutschen, auch denen in kleinen Städten und auf dem Lande, möglich gemacht wird, die Schulart zu wählen, die ihrer Veranlagung entspricht.“

Die erklärte Genugtuung meines Großvaters darüber, dass es inzwischen auch andere höhere Schulen gibt, enthält keine wirkliche Anerkennung. Das humanistische Gymnasium werde dadurch, so sagt er, von (für eine so anspruchsvolle Bildung) ungeeigneten „Elementen“ befreit, so dass es nun sein altes Bildungsziel nur umso besser verwirklichen könne. Das ist vom reaktionären Tenor des übrigen Redetextes nicht weit entfernt. Vollends eine rückwärts gewandte Illusion des

Redners war sein anschließend geäußelter Wunsch, das humanistische Gymnasium möge *„wirklich auch allen jungen Deutschen, auch denen in kleinen Städten und auf dem Lande“* als Schultypus ihrer Wahl zur Verfügung stehen.

Darüber allerdings muss mein Großvater im Laufe seiner weiteren Northeimer Jahre zu anderer Einsicht gekommen sein. Meine Mutter erzählte, er habe es später im häuslichen Kreis als unsinnig bezeichnet, die kleinstädtischen und halb ländlichen Schädel der männlichen Jugend von Northeim und Umgebung mit Griechisch und Latein zu plagen. Tatsächlich sei mit seinem Weggang von Northeim 1927 der Griechischunterricht am Corvinianum eingestellt worden.

1920 jedenfalls zeigte sich Erich Loß als schulpolitischer Pragmatiker. So schrieb sein Schwiegervater Rudolf Mücke, der ebenfalls realistisch dachte, in seinen Lebenserinnerungen (§623):

„Während unseres Verweilens in Northeim vom 4. bis 9. September [1920] besprach ich mit Erich auch die Northeimer Schulverhältnisse und stimmte ihm bei in seinem Plane, Seminar [Ausbildungsstätte der Volksschullehrer] und Gymnasium zusammenzulegen und in der Hauptsache ein Realgymnasium oder Oberrealschule aufzubauen, mit klassischen Gymnasialklassen an der Seite für solche Schüler, die diesen Lehrgang bevorzugen. Das jetzige, der Stadt gehörige Seminargebäude könnte dann zur Einrichtung eines Lyzeums statt der bisherigen Töcherschule benutzt werden. Ich bin überzeugt, dass eine derartige Einrichtung den Interessen des betriebsamen Northeims besser entspricht als das jetzige humanistische Gymnasium. Auch die ganze Umgebung hätte Nutzen von derartigen Schulen.“

Die ersten Northeimer Jahre, 1916-21

Mit der Leitung seines Gymnasiums hatte der tüchtige Erich Loß in der Folgezeit erwartungsgemäß keine Schwierigkeiten. Rückblickend auf den Sommer 1916 schrieb sein Schwiegervater (LE §520): „*Das freundliche Northeim erschien mir als ein besonders günstig getroffener Wirkungskreis für Erich.*“ Mücke berichtete, dass bei ihm „*alles glatt und gut ging*“ (§515), und ferner (§520): „*Seinen Dienst versah er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Umsicht, wusste mit über- und untergeordneten Stellen gut fertig zu werden und fand schnell in weitesten Kreisen Anerkennung.*“

Während Emma ihrem Mann bereits im Frühjahr nach Northeim gefolgt war, wurde die ganze Familie erst in den Sommerferien in Northeim vereint, zuerst in einer Übergangswohnung, später in der inzwischen fertig gestellten neuen Dienstwohnung des Direktors des Corvinianums, dem stattlichen Haus in der Goethestraße Nr. 10 mit Garten und Gartenhaus.

Gleichzeitig bereitete Rudolf Mücke sich auf seinen Ruhestand in Göttingen und seine dortige Tätigkeit als Leiter des Wissenschaftlichen Prüfungsamts bei der Universität vor. Die bedenkliche seelische und körperliche Verfassung seines Schwiegersohnes machte ihm unterdessen weiter Sorge (§515): „*Sein Pessimismus, was den Ausgang des Krieges anbetraf, wuchs, zumal wir uns von Amerika eine hemdsärmelige Note nach der anderen einstecken mussten*“. Vor allem aber wollte auch in Northeim seine Krankheit nicht weichen (§516): „*[Erich] war noch immer nicht kriegsverwendungsfähig, sein Magen- und Darmkatarrh hielt in alter Stärke an und wurde mit Opiaten bekämpft.*“

Ausführlicher schreibt Mücke (§520): „*Wenn nur sein Leiden mich nicht in die größte Sorge versetzt hätte! Er schlief nachts nur mit narkotischen Mitteln und nahm auch tagsüber dazu Zuflucht, wenn er Leibscherzen hatte. Leiden zu ertragen war ihm nicht gegeben. Er sah zwar ein, dass sein Körper diese Mittel auf die Dauer nicht aushalten könne; aber seine besten Absichten verflüchtigten sich, wenn die Schmerzen eintraten oder sich schlaflose Stunden anhaltender einstellten.*

Die Sorge um das Vaterland wurde bei ihm durch den Druck der Krankheit nicht wenig vergrößert. Wie gerne wäre er mit hinausgezogen! Nun musste er bei seiner Anlage zum Pessimismus die Wechselfälle des schauderhaften Krieges weit hinter der Front in der Zeitung verfolgen. Das war hart. Zureden meinerseits half nichts. 'Was du da sagst, sage ich mir alles selbst und erkenne es als richtig an, aber dann sitze ich immer wieder auf dem alten Fleck.' Im Grunde verstand er nicht, dass auch er seinen gutgemessenen Anteil an dem allgemeinen Leide zu tragen habe; er meinte, er müsse es besser haben, blickte nie auf die Unzähligen, die sich weit mehr plagen und sorgen mussten, und gab zuweilen lachend zu, er würde ein ganz roter Sozialdemokrat geworden sein, wenn er in den entsprechenden Verhältnissen aufgewachsen wäre.

Ich fürchtete mit Anna, dass ihn Gott noch in eine schwere Leidenschule nehmen werde.“

Beim Weihnachtsbesuch mit Anna in Northeim 1916 vermerkte Rudolf Mücke erstmals, dass leider auch Emma „*recht angegriffen*“ (§533) war. Nachdem er Mitte 1917 notiert hatte, dass bei einem Sanatoriumsaufenthalt (?) Erichs in Oberstdorf sein Zustand zwischen Depression und Wohlbefinden wechselte, schrieb er wenig später (§544): „*Der Gedanke an ein vorzeitiges Ableben fing an, sich zu einer fixen Idee zu verdichten.*“ Für April 1918 hält er fest (§544): „*Zu diesen Trauerbotschaften [aus dem Felde] trat bei uns die immer stärker wachsende Sorge um Erich. Der fortgesetzte Gebrauch der Schlafmittel und Beruhigungsarzneien führte zu dem befürchteten Zusammenbruch. Ich fand ihn völlig aufgelöst. ‚Helft mir, ich will alles über mich ergehen lassen.‘ Die Misshandlung des Körpers rächte sich. Erich gab zu, dass er über die übermäßige Anwendung der Schlafmittel großes Unrecht getan, und war einverstanden, in das Eichelbergische Sanatorium nach Hedemünden behufs einer Radikalkur zu gehen. G. R. [Geheimer Rat] Prof. Schultz in Göttingen, an den ich mich gewandt hatte, vermittelte die Unterbringung. Am 24. April begann seine Kur in Hedemünden.*“

Nun brach aber auch Emmas tuberkulöse Erkrankung in ihrem linken Arm wieder aus, nicht zuletzt wohl infolge der mangelhaften Ernährung (§554): „*Am 26. Mai begann ein langwieriges Armleiden meiner Tochter. Ein Abfraß am linken Ellenbogengelenk wurde aufgeschnitten und wollte nicht in Heilung übergehen. Später stellte sich heraus, dass das Leiden tuberkulöser Natur war und Röntgenbestrahlung erfordere. Eine neue Sorge gesellte sich zu den vorhandenen. Ich berichtete Erich davon bei einem zweiten Besuch in Hedemünden. Sein Befinden hatte sich weiter gehoben, er klagte aber beweglich über seine Schlaflosigkeit, während Prof. Eichelberg mir versicherte, es sei gar nicht so schlimm, er habe wiederholt in der Nacht an Erichs Lager gestanden und ohne dass dieser es bei seinem tiefen Schlafe bemerkt hätte. [...] Mit Ende des Juni kehrte Erich zu den Seinen zurück und hatte nun noch die Großen Ferien zur Erholung vor sich.*“

Anfang Oktober 1918 vermerkt Mücke (§560): „*Erich nahm wieder seine Zuflucht zu Schlaf- und Beruhigungsmitteln, um sich aufrecht zu erhalten in der gährenden Zeit. ‚Ich bin so ab, dass ich mich um die Kinder gar nicht kümmern kann,‘ erklärte er uns. Er dachte an die Heilanstalt des Dr. Pariser in Homburg; ich verabscheute diesen Arzt, weil er die Opiate als ungefährlich bezeichnet hatte. Ich hatte Eichelbergs Sanatorium und die Rasemühle [Nervenheilstätte bei Göttingen] im Sinne. Noch hielt sich Erich aufrecht.*“

Über die Wochen nach der Revolution vom 9. November 1918 schrieb der Schwiegervater (§571): „*Unsere häuslichen Sorgen blieben die alten. Der Arm unserer Tochter wollte nicht heilen, Erich hielt sich nur durch seine Arzneimittel aufrecht, ein Zusammenbruch bei ihm war unvermeidlich.*“ Später vermerkte er (§571): „*Im Januar [1919] war ich wieder einmal in Northeim und erschrak über die Fortschritte, die Erichs Nervosität gemacht hat, sowie über Emmas Befinden.*

Die Kinder waren lieb und anhänglich, sangen mir vor und deklamierten [!] ihre Weihnachtlieder. Erich versuchte, weil er endlich erkannte, was ihm drohe, sich die Beruhigungsmittel abzugewöhnen, aber die Angstzustände stellten sich immer häufiger ein.“ Dann, nach einem abermaligen Besuch in Northeim Ostern 1919 (§579): *„Emma ging es gar nicht gut, sie litt zeitweise an Schüttelfrost, veranlasst durch die nicht heilende Wunde am linken Ellbogen, die sich später als tuberkulös infiziert erwies, und die Nachrichten [von Erich] aus Hedemünden [d.h. aus dem Sanatorium von Professor Eichelberg] lauteten ebenfalls nicht ermutigend.“*

Über die zweite Jahreshälfte 1919 schrieb er (§581): *„Prof. Eichelberg stellte volle Genesung seines Patienten in Aussicht, ohne sich auf Bestimmung eines Zeitpunktes einzulassen. Erich selbst war voller Hoffnung und bezeichnete selbst sein Leiden als eine Läuterungszeit: Von nun an wolle er ernstlich an die Bekämpfung seines Egoismus gehen. Das waren gesunde Reflexionen. Leider hielten sie nicht lange vor. Neue Depressionen kamen über ihn; sie fielen zusammen mit der Zunahme von Emmas Erkrankung.*

Erich verließ plötzlich Hedemünden und brach bei uns fassungslos zusammen. Mit seiner Zustimmung suchten wir gemeinsam den Göttinger Psychiater Geheimrat Schultze auf. Dieser riet, den offenbar Schwerkranken nach Hedemünden zurück oder nach Ilten zu bringen. Gegen beides sträubte er sich mit aller Macht. Da der Zustand fortgesetzte Obhut erforderte, wir diese aber nicht schaffen konnten, so geleitete Lieschen Loß, die schnell von Northeim herüberkam, ihren Bruder in die Heil- und Pflegeanstalt hier [in Göttingen]. Dort brachte dann mein Schwiegersohn eine Reihe von Wochen zu, die er später als eine Art Hölle bezeichnete.

Gute und böse Tage wechselten; aber es ging doch aufwärts. Ich habe heute die Überzeugung, dass damals der Tiefpunkt des Leidens eingetreten war und dass die Beugung des Eigenwillens, die Erich dort über sich ergehen lassen musste, segensreich für ihn gewesen ist. Er grollte voreilig und konnte es anfangs nicht verzeihen, dass man ihn dorthin gebracht habe. Unseren Einwand, wir hätte dies alles mit seiner Zustimmung getan, suchte er damit zu widerlegen, wir hätten uns um seine Ansichten gar nicht kümmern sollen.

Von der Heilanstalt siedelte er in das Sanatorium Rasemühle über, wo es ihm aber gar nicht gefiel, und von da nach Erfurt zu seiner Mutter. Die dortigen Ärzte konnten sich leicht den Ruhm zuschreiben, ihn kuriert zu haben, denn ihm ging es in der Tat besser, und Ende November übernahm er wieder sein Amt in Northeim. Seinen Urlaub hatte sich freilich auf bald 10 Monate ausgedehnt. Während er auf der Heilanstalt untergebracht war, unterzog sich seine Frau einer Armoperation des kranken Gelenkes und musste zu diesem Zweck längere Zeit erst in der Klinik, dann bei uns verweilen. Eine Berufsschwester leitete währenddessen den Haushalt in Northeim.

Eine dritte Sorge lastete noch auf uns: der Göttinger Kinderarzt Professor Goepfert stellte bei dem achtjährigen Fritz, der nie ordentlich laufen wollte und stets sehr schwerfällig im Gehen war, Muskelschwund in den Oberschenkeln fest. Wie sich die Krankheit weiter entwickeln würde, müssten wir abwarten. Zunächst sei gar nichts zu machen. - Natürlich kosteten alle diese Erkrankungen viel Geld.

Was wir uns im Laufe der Jahre erspart hatten, wurde nun gehörig in Anspruch genommen. Wir Großeltern hielten uns abwechselnd für Tage in Northeim auf.“

Anfang September 1920 jedoch, ein knappes Jahr, nachdem mein Großvater seinen Dienst wieder aufgenommen hatte, beschreibt ihn sein Schwiegervater voll Freude als beinahe wiederhergestellt und eifrig mit jenen Überlegungen zur Reform des höheren Schulwesens in Northeim befasst, von denen am Ende des vorigen Kapitels die Rede war (§623): *„Es war für mich eine große Freude zu sehen, mit welchem Eifer Erich sein Projekt ins Auge gefasst hat. Er ist beinahe ganz und gar der Alte wieder. Die ab und zu sich einstellenden Depressionen bekämpft er mit Erfolg und ohne viel Wesens davon zu machen.“*

Der erfreuliche Zustand scheint anzuhalten (§636): *„Gott sei Dank, dass er wieder so weit hergestellt ist [Mitte November 1920]! Die Eindrücke, die wir gewonnen, sind die allerbesten. Erich ist so frisch, geistig gewandt, klar urteilend, wie in seinen besten Tagen und füllt sein Amt sicherlich vorzüglich aus. Er ist eine geborene Herrschernatur, hat sich, wo es Not tut, in der Gewalt und ist so seinen Gegnern überlegen. In die Zukunft blickt er, wie es seine Art ist, mit geringer Zuversicht. Er meint, dass sich der nächste rote Sturm gegen die wucherischen Landwirte richten wird, deren Gebaren ja auch viel leichter in die Augen fällt als das der Geldwucherer und Börsianer. [...] Erich muss überall die Augen offen halten und nach allem sehen, tut dies auch gründlich. Das ist eben der beste Beweis für seine eingetretene Genesung, dass er nicht mehr sich selbst in den Mittelpunkt seines Denkens stellt.“*

Die Sorgen des Vaters kreisen jedoch weiter um Emma: *„Emmchen erholt sich in Erfurt vorzüglich. [Erichs] Mutter Agnes und Schwägerin Liese sorgen rührend für sie. Erich fürchtet nur, dass ihr, wenn sie wieder in Northeim ist, ihr Arm die alte Not bereitet, weil sie sich nicht schont und nicht versteht, andere zur Arbeit anzustellen; sie sieht diese fast wie Besuch an, für den sie zu sorgen hat, statt umgekehrt. Erich fügte hinzu, seine Mutter sei von ganz ähnlicher Art.“*

Während so Erichs Gesundheit aus dem Mittelpunkt der Sorgen gerückt war, blieb sein Charakter ein ernstes Problem, wie sich nicht zuletzt in den durch die verschiedenen Krankheiten so gravierend gewordenen Geldnöten zeigte. Im April 1921 bringt Rudolf Mücke seinen tiefen Unmut darüber zu Papier (§661):

„Erich ist seines Bruders Oskar Bruder. Hat er Geld, ist er freundlich und liebenswürdig. Mangelt es daran, so wird er ungemütlich, barsch, mit sich und der Welt zerfallen. Dann geht es hart auf hart, wie er zu sagen pflegt. Er hat Emmchen darauf hingewiesen, dass sein Freund Schübeler [s. S.51] - drei Personen - mit 33.000 Mark nicht auskomme; er, Erich, müsse mit 23.000 Mark plus 2.000 haushalten; aber dass ich und Anna mit 14.000 auskommen müssen, das gilt ihm als selbstverständlich. Ich soll die noch verbliebenen 50.000 Mark Kapital für ihn und die Seinen hergeben. Ob für Anna, ob für Emmchen und für seine Kinder ein Notgroschen übrig bleibt, das ist ihm Hecuba.“

Wenn ich bisher nach seinem Rezepte gelebt hätte, wäre das bisschen Vermögen längst verputzt. Für das, was sich hergab, habe ich nie einen Heller Zinsen gehabt. Dabei ist das Kapital naturgemäß stets kleiner geworden und meine Zuschüsse für Emmchen größer. Das bedenkt er nicht. Ebenso wenig kalkuliert er mit der Erwägung, dass eines Tages unser Vermögen gänzlich verschwunden sein könnte und er dann auf eigenen Füßen stehen müsste. 'Solange etwas da ist, muss es verbraucht werden', ist sein Grundsatz. Das nennt er großzügig. -

Die Auslagen für Emmchens Krankheiten - ich habe sie zum größten Teil bestritten - rechnet er ihr vor; die Auslagen für seine Krankheit - das Vielfache der ersteren Summe, woran ich den Löwenanteil zu tragen hatte - kommen nicht in betracht [...] Es geht doch nichts über eine egozentrische Lebensauffassung. Was konnte er einst für freundlich gesinnte Briefe schreiben! Jetzt schreibt er überhaupt nicht mehr, und wenn ich ihm etwas geschickt habe, so ignoriert er es. Was ist da zu tun? Das Erbteil seines sehr egoistischen Vaters lebt in ihm, der sein, seiner Frau Vermögen und wer weiß wie viel Zusammengeborgtes verspekulierte, und wenn nichts mehr da war, brutal sein konnte. Erich kämpft gegen diese Veranlagung; aber, wie es zu geschehen pflegt, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Wenn er nur erst einsehen möchte, dass meine Zurückhaltung in der Geldfrage doch nur den Seinigen in letzter Linie zugute käme! Ich leiste mir wahrhaftig wenig genug, und Anna ist stets nur auf das Wohl der Ihrigen bedacht. Wir kämpfen wenigstens gegen den Egoismus an und lassen ihn nicht anderen gegenüber so rücksichtslos aus.“

Zu Erichs Bruder Oskar, den Rudolf Mücke hier als Erich ganz ähnlich bezeichnet, schreibt er später (§824), Erich habe sich geweigert, Oskar 1.000 Mark auf sein künftiges Erbe auszuzahlen, wie dieser es „in seinem naiven Egoismus“ von jedem seiner Geschwister verlangt habe. Die anderen hätten dafür eigens Kredite aufnehmen müssen, zu etwa 12%. Dazu hätte Oskar wohl nur gesagt, sie sollten die Zinsen doch einfach ebenfalls auf sein späteres Erbe aufschlagen. Der Schwiegervater fährt fort, am Ende hätte Erich für alles aufkommen müssen, d.h., wie üblich, er, Rudolf Mücke, selbst...

Wenig später, gegen Ende Mai 1921, drückt mein Urgroßvater zwar wieder einmal seine Freude über den verbesserten Zustand des Schwiegersohnes aus, kommt aber gleich von neuem auf dessen problematische Eigenheiten zurück (§663):

„Ich freute mich bei unserem Pfingstbesuche, wie sichtlich seine Genesung fortgeschritten war. Er urteilte unbefangen und hörte auch wohl zu, obwohl die Neigung, allein zu reden, noch nicht verschwunden ist. Größere Wanderungen greifen ihn zwar an, aber er kann sie doch wagen. Im Hintergrunde zittert freilich noch die Besorgnis, dass die früheren Zustände wiederkehren.

Begreifen kann er immer noch nicht, dass ich mit Rücksicht auf Anna, Emmchen und seine Kinder mit unseren paar Groschen zurückhalte. 'Der Staat nimmt sie dir ja doch, und meine Kinder müssen später selbst für sich sorgen.' Er bedenkt nicht, dass, wenn ich diese Grundsätze hätte, jetzt schon längst nichts mehr übrig

wäre zur Verfügung - oder dass ich, von ihnen geleitet, mich hüten würde, einen Heller für ihn und die Seinigen herzugeben. Das sind die Antinomien, wie man sie täglich erlebt, Ausflüsse des naiven Egoismus, in den sein vorher krankhafter Egoismus sich abgeschwächt hat.“

Andererseits wurde kurz darauf für meinen Großvater die Last der schweren Krankheit seines Sohnes noch drückender. Anfang Juni 1921 wurde Fritz in Göttingen von Professor Stich¹ an beiden Beinen operiert, erfolglos. Rudolf Mücke schrieb damals (§665): *„Erich befand sich in unbehaglichster Stimmung. War es das Schicksal seines Kindes? War es ein Aufflackern seiner Depressionen? War es der Gedanke an die Aufbringung der nötigen Gelder? Vielleicht alles zusammen. Wie gut war es, dass ich bisher seinen Versuchen, seine Lebensversicherung (zugunsten Emmas) zu belasten, Widerstand entgegengesetzt hatte! Etwa fünfmal haben sie sich wiederholt. Hätte ich nachgegeben, so wäre jetzt auf die Versicherung kein Heller mehr aufzunehmen gewesen. Nun gab ich sie heraus. Erich wird etwa 1.200 Mark zu drei Prozent darauf abheben können und die Arzt- und Klinikrechnung davon bestreiten. Ich dränge mich nicht zum Einspringen.“*

Über die großen Geldsorgen der Northeimer schreibt mein Urgroßvater wenig später (§684): *„Die Kur [d.h. die chirurgische und stationäre Behandlung] Fritzens hat in den letzten sechs Wochen mehr als 5.000 Mark gekostet und doch nichts geholfen. Erich hat Geld bei den Blankenburger Verwandten aufgenommen². Ich helfe nach Kräften.“*

Immer wieder kommt Erichs Schwiegervater auf dessen unangenehme Seiten zurück. Bei einem Spaziergang mit der Tochter bringt er das Gespräch auf Erichs so oft schmerzliche Undankbarkeit. Übrigens sei auch den Kindern *„die gute Gewohnheit des Sichbedankens“* zu wenig vertraut (§668). Dankbarkeit falle Erich *„ungemein schwer“*: *„Er hat mit keiner Silbe erwähnt, dass er die auf seinen Wunsch ihm zugestellten Gelegenheitsreden von mir erhalten habe und ob sie ihm von Nutzen gewesen seien; ebenso wenig hat er ein Wort geäußert über die sechs Bände Naumannscher Betrachtungen, die ich ihm schenkte. Alles, was wir für ihn und die seinen tun, gilt ihm als selbstverständlich und nicht der Erwähnung wert. - Emmchen gab zu, dass ihm das Danksagen sehr schwer falle, dass er den Dank aber nichtsdestoweniger empfinde. Mit ihm über das zu sprechen, was wir leisten, sei außerordentlich schwierig. Er beschuldige sie, dass sie es mit ihren Eltern halte, und wenn er merkte, dass er nichts mehr auf ihre Argumente erwidern könne, rief er ihr zu: „Schweig!“, und sie täte dies, um seine wachsende Aufregung zu schonen.*

Das sind noch Nachklänge seiner Krankheit. Dazu gehört, dass er sich schwer in die Lage anderer versetzen kann, wenn es sich um den eigenen Vorteil handelt.“

¹ der übrigens über 30 Jahre später noch meine Großmutter, meine Mutter und mich selbst behandelt hat

² Wieder einmal sprangen sie also ein. So knauserig, wie er sie später schilderte, können sie nicht gewesen sein.

Dann wieder, nach einem Besuch in Northeim Anfang September 1921, ist der Schwiegervater voll des Lobes über Erichs wiedergewonnene Energie und seine unzweifelhafte Tüchtigkeit: „*Emmchen sah schmal aus, befand sich aber ihrer Aussage nach sehr wohl. Erich war frisch, anregend, tätig. Er möchte seine Schule nach jeder Richtung hin heben und findet Widerstand an der Bequemlichkeit der Mehrzahl der Lehrer sowie an der Langsamkeit der meisten Schüler, die zwar gutartig und willig sind, aber zum größten Teil der schwerfällig denkenden Calenbergischen Bauernschaft entstammen.*

Erich wäre meines Erachtens der gegebene Leiter des Göttinger Gymnasiums. Er würde Leben hineinbringen und den Universitätsprofessoren seinen Mann stehen. Schreiber, der jetzige Direktor, ist ein braver, wohlmeinender Mann, aber den Verhältnissen nicht gewachsen und dazu mit einer guten Portion Eigensinn ausgestattet.“

Insgesamt standen die Verhältnisse in der fünfköpfigen Northeimer Familie offenkundig unter einem ungünstigen Stern, und das lag nicht nur an den bedrückenden Krankheiten und Leiden. Es lag auch nicht nur an der von Rudolf Mücke immer wieder kritisierten herrischen Ichbezogenheit des Ehemannes und Familienvaters. Ein Problem war ebenso die Persönlichkeit seiner Frau, d.h. vielmehr die Tatsache, dass sie so wenig Persönlichkeit war. Meine Großmutter liebte ihren Mann und hing an ihm. Dennoch war sie, wie schon gesagt, ein Mensch, der für lebhaft und starke Gefühle zu schwach war und sie weder eigentlich hegen noch erwidern konnte. Wenn aber, wie wir heute sagen, Emotionalität ein unentbehrlicher Bestandteil zugleich aller Intelligenz ist, dann haperte es bei meiner Großmutter gerade auch daran. Sofern insbesondere der menschliche Wille eine Funktion aus Intelligenz und Emotionalität ist, dann zeigte sich diese allgemeine geistige Schwäche meiner Großmutter gerade an ihrem Mangel an eigenem Willen.

Zu diesem Schluss kam jedenfalls meine Mutter immer wieder. Mit Recht bemerkte sie öfters bitter, ihre so schwache Mutter habe keinen eigenen Willen, sondern nur Eigensinn. Darauf pflegte sie sich selbst zu korrigieren und bewundernd von dem so gutartigen und freundlichen Wesen ihrer Mutter zu sprechen. Mein eigenes Bild von meiner Großmutter während der 23 Jahre, die ich - mit Unterbrechungen - im Haushalt der beiden Frauen (und bis 1958 auch meiner Tante Hildegard) in Göttingen lebte, entsprach durchaus demjenigen meiner Mutter. Inzwischen sehe ich es durch die Aufzeichnungen Rudolf Mückes vollauf bestätigt.

Emma Loß hatte, wie schon berichtet, die größte Angst davor, andere zu verletzen, und äußerte sich immer versöhnlich und beschwichtigend. Heute würde man sie als extrem konfliktscheu bezeichnen. Sie vergaß auch alles Negative sofort, darin unterstützt freilich von ihrem schlechten Gedächtnis. So war sie aber auch nie nachtragend und gab sich nie schlechter Laune hin. Ihre kritische Tochter bemerkte mehrmals, dass die schwache Persönlichkeit ihrer Mutter die eigentliche Ursache dieser angenehmen Eigenschaften sei - nicht ohne dann aber auch wieder einzuräumen, dass ihre Mutter insofern auch für sie selbst durchaus ein Vorbild

sei. Tatsächlich teilte sich das freundliche Wesen meiner Großmutter unserem ganzen Göttinger Hausstande mit. Man war einfach nicht nachtragend und nicht launisch.

In ihrer Erinnerung behielt meine Großmutter vor allem ihre schönen späteren Reisen mit ihrem Mann, meist zu irgendwelchen Kuraufenthalten. Für solche entspannten Gelegenheiten konnte ihre unkomplizierte und heitere Begleitung sehr wohltuend sein. Übrigens träumte sie nachts ihr Leben lang von schönen Reisen durch schöne Landschaften.

Im Alltag konnte Emmas kurzes Gedächtnis meinen Großvater zur Verzweiflung bringen. Meine Mutter erzählte, dass er sie gelegentlich anfuhr: „Du hast ein Gedächtnis wie ein Sieb!“, worauf sie ängstlich und verstört reagierte. Dabei klagte er selbst oft über sein schlechtes Gedächtnis. Er klagte auch über seine chronische Schlaflosigkeit, weshalb ihn übrigens der beneidenswert gute Schlaf seiner Frau aufbringen konnte. Er erzählte, dass sie schon auf ihrer Hochzeitsreise in einer Wagneroper, die sie besuchten, kurzerhand eingeschlafen sei. Als später ewig abgehetzte und erschöpfte Hausfrau verfiel sie, wie meine Mutter erzählte, auch am Abendbrottisch des öfteren in Schlaf, und die Familie registrierte belustigt ihr Erschrecken, wenn sie geweckt wurde.

Erich Loß mochte dabei ahnen, dass nicht zuletzt eben in Emmas gutem Schlaf eine Quelle der unvermuteten Lebenskraft dieser ansonsten gar nicht gesunden und kräftigen Frau lag, bei der sich auch schon recht früh deutliche Alterserscheinungen zeigten. Ihr Mann sagte scherzend, sie werde noch einmal die älteste Witwe der Stadt werden. Mit keiner Prophezeiung dürfte er so recht gehabt haben wie mit dieser.

Leider lag es, wie schon gesagt, meiner Großmutter fern, sich ihren Kindern liebevoll zu widmen, sie fürsorglich zu beobachten und zu behandeln. Dabei wäre das sehr nötig gewesen. Von den Kindern war Fritz zwar die schwerste, aber nicht die einzige Sorge. Bei der ältesten Tochter Hildegard zeigte sich im Laufe der Jahre eine deutliche allgemeine Unterentwicklung. Die körperliche blieb den Blicken jener Gesellschaft meist ohnehin verborgen. Entwicklung, Pubertät, Sexualität waren noch keine Begriffe. Aber auch Begabung und Intelligenz als reale, lebenswichtige Eigenschaften wurden noch nicht wahrgenommen wie später, jedenfalls nicht bei Mädchen. Erich Loß bemerkte gewiss das eine und andere durchaus, aber es waren wohl zunächst die Großeltern und vor allem Anna Mücke mit ihrer weiblichen Aufmerksamkeit, die sich über das, was sie als Hildegards Oberflächlichkeit, Eitelkeit und unbekümmertes Schwindeln wahrnahmen, ihre Gedanken machten. Anna erschrak, wie mein Urgroßvater schreibt (§682), als sie eines Tages an der Hand der koketten kleinen Hildegard einen goldenen Ring erblickte, den Emma geerbt und ihr „*unverständlicherweise*“ gegeben hatte.

Aber auch das mittlere und bei weitem begabteste der drei Kinder, die 1910 geborene Agnes, hätte größerer Aufmerksamkeit bedurft, zumal dies bei ihrer reizvollen Persönlichkeit mit besonderer Freude verbunden sein konnte. Sie hatte den

wachen Verstand und die Fähigkeit zu genauer und nüchterner Beobachtung bis hin zur Lust an Kritik und respektlosem Spott von ihrem Vater geerbt. Wie er litt aber leider auch sie unter nervöser Überempfindlichkeit und physiologischen Schwächen. Es gab bei ihr Ernährungsstörungen. Freilich waren die ersten Northeimer und Göttinger Jahre Notzeiten. Es war aber auch die Aufmerksamkeit auf nicht unmittelbar zutage liegende Gesundheitsprobleme in den Kreisen meiner Großeltern noch kaum entwickelt (wofür freilich auch die heutigen Erkenntnisse fehlten). Dennoch hätte genaueres Hinsehen nützen können.

Mein Großvater, als der bessere Beobachter, dürfte im Stillen über manches bekümmert gewesen sein. Aber er ging in seinen Krankheiten und teuren Kuren auf und war ansonsten außer mit seinem Beruf mit der kleiner Northeimer öffentlichen Szenerie und vor allem mit der größeren nationalen beschäftigt. - Übrigens ließen sich Erich und Emma Loß von ihren Kindern mit „Vater „ und „Mutter“ anreden, wobei m. W. „Papa“ und „Mama“ sich damals schon auszubreiten begann. (Richard und Margarethe Hoffmann, meine beiden anderen Großeltern, obwohl stockpreußisch und weit konservativer als meine Großeltern Loß, waren für ihre Kinder immerhin – schlesisch – „Vatl“ und „Muttl“.)

Zu den Unsitten des wilhelminischen Bürgertums gehörte nicht zuletzt die Gepflogenheit, die Kinder uninteressierten und primitiven Kindermädchen zu überlassen, die diese Bezeichnung kaum verdienten. So erzählte meine Mutter u. a. von den schrecklich langweiligen Spaziergängen mit ihnen. Bis zu ihrem Weggang als Elfjährige nach Göttingen zog sie sich, wenn sie irgend konnte, in ihr Paradies zurück, das hübsche Gartenhaus, in dem sie hingebungsvoll und bis zur Erschöpfung mit ihren Puppen spielte. Wenn die Kleine dann bleich und mit unordentlichem Haar wieder ins Haus kam, pflegte ihr Vater sie halb streng, halb spöttisch zu fragen: „Hast du schon wieder ´gepuppt´?“ Agnes fand das hässlich, und das war es auch.

Dennoch war mein Großvater der herzlichere, gefühlvollere Teil der Eltern. Seine kleinen Mädchen schwärmten für ihn und waren begeistert, wenn er sie, wie meine Mutter erzählte, auf seinen Knien reiten ließ und ihnen Berliner Schlager vorsang: „Puppchen, du bist mein Augenstern, Puppchen, hab´ dich zum Fressen gern...“, oder: „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda...“. Das tat er wohl nicht, wenn die Großeltern Mücke zu Besuch waren, denn für sie waren diese Liedchen natürlich anstößig und ungeeignet für Kinder. Der Vater hatte auch liebevolles Verständnis für ihre Angst vor den stattlichen Büsten des „Zeus von Otricoli“ und der „Hera Ludovisi“ (meine Mutter vergaß diese Namen nie) in seinem Arbeitszimmer.³ Er hob die furchtsamen kleinen Mädchen empor und ließ sie die Gipsköpfe der Gewaltigen streicheln: „Ei, ei, lieber Zeus!“, „Ei, ei, liebe Hera!“. Und als es später einmal ein mächtiges Donnerwetter des Vaters gab, weil sie aus einem Kleiderständer einen „Stubenkasper“ gebaut und damit das Dienstmädchen zu Tode erschreckt hatten, konnten sie doch ahnen, dass er heimlich darüber lach-

³ Sie waren offenbar von den Großeltern Mücke zu ihren Kindern nach Northeim gewandert, s. LE §233.

te (auch wenn sie von seinen früher erwähnten eigenen Streichen in seiner Schülerzeit damals vielleicht noch nichts wussten).⁴

Zu den Eigenheiten ihres Schwiegersohnes, an denen die beiden Mückes immer wieder Anstoß nahmen, gehörte die ihren Grundsätzen von Pietät und christlicher Rücksichtnahme zuwider laufende Respektlosigkeit und Unehrbietigkeit, mit der er von Außenstehenden zu sprechen pflegte, und zwar auch in Gegenwart seiner Kinder. In seinem Tagebuch „Agnes Loß“ hat mein Urgroßvater ein Gespräch zwischen ihm selbst und der kleinen Agnes festgehalten, das nicht nur für die Aufgewecktheit des Mädchens, sondern auch für die nonchalante Ausdrucksweise ihres Vaters typisch sein dürfte: *„Wie heißt Herr Schweik – unser Abmieter – mit Vornamen, Großvater? Ach, ich weiß schon: August.“ – „Woher weißt du es?“ – „Vater sagt, wenn er den Weg nicht genau weiß: Ich will mal den nächsten August fragen“* (AL §4).

Agnes hatte, wie gesagt, dieselbe „Unart“ wie ihr Vater, und die guten Großeltern gaben sich später in Göttingen (vergebliche) Mühe, sie ihr auszutreiben. Dabei unterlief der pädagogisch engagierten, aber zuweilen auch recht biedersinnigen Anna einmal ein bezeichnender Fehler. Rudolf Mücke gibt in „Agnes Loß“ das folgende Gespräch zwischen ihr und Agnes - ohne Kommentar – wieder (§43): *„Ihr scharfes und vorlautes Urteilen bewies sie Großmutter gegenüber, indem sie über den trefflichen Geheimrat Neubauer, dem sie bei Tisch gegenüber saß und den sie also Zeit hatte zu betrachten, äußerte: ‘Großmutter, der Herr Neubauer ist hässlich, er sieht aus wie ein Schuster.’ Und als ihr Großmutter, diesen Vergleich rügend, die Frage vorlegte: ‘Und dein Vater, wie sieht denn der aus?’ so gab sie zur Antwort: ‘Mein Vater sieht aus wie ein Graf.’“* Die gute Großmutter hatte nicht daran gedacht, dass natürlich die stattliche Erscheinung ihres Vaters Agnes’ Maßstab für die Beurteilung anderer Männer war.

Vollends zu ihrem pädagogischen Erschrecken mussten die Großeltern feststellen, dass Wilhelm Busch bei der Northeimer Familie Einzug gehalten hatte, wie Rudolf Mücke in seinen Erinnerungen berichtet (§535): *„Dass das Kind [Hildegard] in W. Buschs ‘Fromme Helene’ so gut bescheid wusste, war uns gar nicht lieb und veranlasste uns, in Emma zu dringen und das von Erich gekaufte Album wegzuschließen. Es geschah, weil unsere Gründe stichhaltig waren.“* Der Schwiegersohn hatte die großformatige Ausgabe von Buschs „Humoristischen Hausschatz“ im mächtigen roten Einband angeschafft, mit der noch wir Enkel aufwachsen. „Weggeschlossen“ vor den Kindern wurde Wilhelm Busch damals nach dem Einspruch der Mückes wohl nur vorübergehend. Viel zu groß war das Vergnügen, mit dem man im Familienkreise Buschverse zitierte und sich zusammen mit dem ganzen wilhelminischen und nach-wilhelminischen Bürgertum in deren Spiegel selbst betrachtete.⁵

⁴ vgl. Mücke, „Agnes Loß“, §50

⁵ Eine Art „Hausschatz“ war Wilhelm Busch tatsächlich noch Jahrzehnte später bei uns in Göttingen. Wie nicht nur Erich, sondern auch Emma Loß (die von Natur nicht ernst genug war, um die

Als Agnes elf Jahre alt wurde, nahm ihr Vater mit wachsender Sorge wahr, dass das intelligente und – nach damaliger Vorstellung - zu Aufsässigkeit neigende Kind ihrer hilflosen Mutter über den Kopf wuchs. Die übrigen Probleme der Familie machten es den Eltern ohnehin schwer, ihr – und natürlich auch ihrer älteren Schwester Hildegard - die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Auch sah er, dass Agnes eine anspruchsvollere Schulbildung brauchte, als sie in Northeim möglich war. So bot es sich an, sie in die Obhut ihrer Großeltern nach Göttingen zu geben, wo sie nach dem Lyzeum das Oberlyzeum besuchen und – wie neuerdings dort möglich – vielleicht sogar das Abitur ablegen konnte. Und der Schwiegervater konnte natürlich auch gleich die Kosten für sie übernehmen.

„Am Montag, dem 21. Februar 1921“, schreibt Rudolf Mücke (LE §652), „war Erich einige Stunden bei uns, anfangs gedrückter Stimmung, dann auftauend. Hergeführt hatte ihn die Unterbringung von Agnes auf dem hiesigen Lyceum, die er ins Auge gefasst hat. Seit einem Jahre trägt er sich, wie er sagte, mit diesem Gedanken. Emma wusste neulich so gut wie nichts davon. Agnes hat ihn mit großer Wärme aufgegriffen.

Das liebe Kind soll gut bei uns behütet sein. Charakteristisch für Erich war nur die ganze Art, wie er die Sache einleitete. Dass wir beide, Anna und ich, über 70 Jahre alt sind, dass erstere die Hauptarbeit übernehmen muss - und es auch gern tut, solange die Kräfte reichen -, dieser Gedanke war ihm gar nicht gekommen. Er stellte seinen Entschluss lediglich so hin, dass er uns eine Freude mache, uns einen Gefallen erweise, indem er solchen Sonnenschein in unser Haus bringe... Auf eine unsere Aufgabe betreffende Besprechung ließ er sich nicht ein, brauchte es auch nicht, da er das Kind in guten Händen weiß. Seine Art, allein zu sprechen und Gegenreden zu überhören oder gar nicht aufkommen zu lassen, die Anna so oft vor den Kopf gestoßen hat, zeigte sich auch mir gegenüber.

Dass für ihn große Vorteile [daraus] erwachsen, weiß er wohl, sagt es aber nicht: Entlastung seines Haushaltes, beste Unterbringung des Kindes, größte Nähe desselben. „Wenn ihr sie nicht nehmt, so muss ich Agnes in einer Pension unterbringen. Das wird 4–5.000 M kosten.“ Da liegt im Hintergrund der Gedanke: ‘Natürlich müsst ihr diese aufbringen; da kommt euch die Sache noch teurer.’

Ich schreibe dies nieder, nicht weil wir Agnes aufzunehmen auch nur einen Augenblick Bedenken trügen, sondern um zu zeigen, wie Erich so eine Sache anfängt. Er wird von uns gegangen sein mit der Überzeugung, dass er die ‘Alten’ gut eingewickelt habe, und bedenkt nicht, dass wir nur darum zurückhalten, um ihn nicht aufzuregen. Er ist noch nicht völlig gesund...“

frommen Überzeugungen ihrer Mutter Anna Mücke zu hegen), liebten auch unsere Mutter und wir Buschs bösen Blick. Ich kann nicht sagen, dass seine Zeichnungen und Verse mir oder irgendjemand sonst geschadet hätten. (Heinrich Böll z.B. soll ihn wie einen Gottseibeius verabscheut haben.) Im übrigen irrten Rudolf und Anna Mücke: Kinder sind Realisten, und es nützt nicht und schadet eher, sie nur in eine heile Welt blicken zu lassen. Es kommt vor allem auf den Geist an, der in einer Familie herrscht. Diesbezüglich allerdings hatten die guten Mückes im Blick auf ihre Northeimer Kinder stille Bedenken, die nicht unbegründet waren.

Später schreibt er von dieser Sorge, nicht ohne Erichs Egoismus wieder halbwegs mit dessen Krankheit zu entschuldigen (§668): *„Dazu [zu seiner Krankheit] gehört, dass er sich schwer in die Lage anderer versetzen kann, wenn es sich um den eigenen Vorteil handelt. Emmchen weiß, dass die Übernahme von Agnes für uns alte Leute eine Aufgabe ist, die allerhand Verzicht unsererseits erfordert; Erich sieht darin nur eine Freude, die er uns bereitet. Seiner Mutter [der gleichnamigen Großmutter Agnes Loß] enthält er diese Freude [vor]. Und doch, meint Anna, könne dieser Wechsel [zu Großmutter Loß] notwendig werden, wenn ihr körperliches Befinden sich weiter verschlechtert. [...] Wenn es sich nicht um Emmchens Entlastung gehandelt hätte, würde ich auch dem Weggeben des Kindes aus dem Elternhause größeren Widerstand entgegengesetzt haben. Bei Erich sprach auch die eigene Belastung ein gewichtiges Wort mit.“*

Gefallenenrede 1921

(Einweihung des Denkmals am Corvinianum)

„Am 19. November 1921“, schrieb Rudolf Mücke (LE §687), „nahm ich in Northeim an der Feier zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Corvinianer teil; sie wird mir immer unvergesslich bleiben. Die Lieder und Deklamationen waren der Bedeutung der Feier entsprechend ausgewählt und namentlich die Deklamationen wirkungsvoll vorgetragen. Vortrefflich war Erichs Ansprache. Die Hörer waren ergriffen und konnten sich dem Eindrucke nicht entziehen, dass der Redner seiner Aufgabe nicht besser hätte gerecht werden können. Erich bewies, dass er ganz wieder auf der alten Höhe stand. 'O Herr, mache uns frei!'¹ war der Schluss des erhebenden Actus, soweit er sich in der Aula abspielte. Wer hätte die Worte nicht aufs tiefste bewegt mitgesungen! -

Die Enthüllung des Denkmals im Vorgarten des Gymnasiums bildete den zweiten Teil des festlichen Veranstaltung. Architekt Frankenberg übergab den schlichten, ragenden Stein, der die Namen der Gefallenen trägt. Erich übernahm ihn mit Dank und dem Gelöbnis, ihn in Ehren erhalten zu wollen. -

Von vielen Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, dass Erich seine Rede drucken lassen möge. Ich freue mich mit ihm seines Erfolges. Er hat sich wahrhaftig keine Mühe verdrießen lassen, die ganze Sache in Gang zu bringen und zu einem guten Ende zu führen.“

So wie mein Großvater danach die Errichtung des Gefallenendenkmals vor dem Corvinianum zum eigenen Anliegen gemacht hatte, so wurde auch seine Einweihungsrede als aus dem Innersten seine Herzens und seiner Überzeugungen kommend empfunden. Er traf mit dieser Rede den Nerv der patriotischen Stimmung. Ihre wortmächtige Beschwörung von Tod und Auferstehung, einmündend in die Vision einer „neuen Ordnung der Dinge“ – das war die idealistische, nationalkonservative deutsche „Welt als Wille und Vorstellung“ par excellence, himmelhoch der banalen Realität entrückt.

Natürlich ist das alles zugleich großes Theater und grandioser Edelkitsch. Wir haben Erich Loß – den Kranken und Leidenden – ja auch schon als Theatraliker kennengelernt. Doch Nüchternheit und Verpflichtung zu Realismus setzten sich in öffentlichen deutschen Reden erst nach dem Ende der deutschen Gemütskrankheit, d. h. nach dem 2. Weltkrieg, wieder durch, nachdem Hitler und Goebbels in Deutschland alle leidenschaftliche Rhetorik ad absurdum geführt hatten. Rednerische Höhenflüge wie dieser haben den braunen Schwadronneuren den Weg bereiten helfen. Und nicht nur das: Einige der irrwitzigen Bilder und Gedanken meines Großvaters sind deutschnationale Ideologie in letzter Steigerung und schon an dem Punkt, an dem die Köpfe der meisten Gebildeten endgültig reif waren für den Nationalsozialismus.

¹ aus einem lutherischem Kirchenlied nach dem „Niederlandtsche Gedenck-clanck“ von 1626

Der Redner beginnt mit einer delirierenden Himmelfahrtsszenerie und tröstet die Trauernden mit einer bizarren Mischung aus Christlichem und Heidnischen (Anhang 1, §2): „*So schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie dahingesunken oder vielmehr, wie sie aufgestiegen sind [...], noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, nein, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen, voll Kraft und Hoffnung mit kühnem Herzen, das Höllen ertragen will, von hohen Hoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland*“, und als letzte Steigerung dieses Glanzstücks pseudoreligiöser Poesie: „*...die rauschenden Todeskatarakte überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich, glanzreich in seiner Brust, gleich wie in einem Göttersaal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm.*“

Und noch mehr nachträgliches Chloroform gegen das Grauen und die Metzelei: „*...zwischen sein [des Jünglings] Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzt zu groß und zu erhaben, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe: gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens.*“ Die Tränen der Eltern sollen „*Freudentränen über die Kraft der Menschheit [sein], über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes.*“

Ich möchte hierzu abermals den französischen Weltkriegspremier und Deutschengegner Clémenceau (1841-1929) zitieren, und zwar nach einem Zeugnis Karl Barths (in einer Rede an die Schweizer Anfang 1945).² Demzufolge hat Clémenceau kurz vor seinem Tode geäußert: „*...es entspricht dem Wesen des Menschen, das Leben zu lieben. Der Deutsche kennt diesen Kult nicht. Es gibt in der deutschen Seele, in der Kunst, in der Gedankenwelt und Literatur dieser Leute, eine Art von Unverständnis für alles, was das Leben wirklich ist, für das, was seinen Reiz und seine Größe ausmacht, und an Stelle dessen eine krankhafte und satanische Liebe zum Tod. Diese Leute lieben den Tod. Diese Leute haben eine Gottheit, die sie zitternd, aber doch mit dem Lächeln der Ekstase betrachten, als wären sie von einem Schwindel erfaßt. Und diese Gottheit ist der Tod. Woher haben sie das? Ich weiß darauf keine Antwort. Der Deutsche liebt den Krieg aus Selbstliebe und weil an dessen Ende das Blutbad wartet. Der Krieg ist ein Vertrag mit dem Tod. Der Deutsche begegnet ihm, wie wenn er seine liebste Freundin wäre.*“

Der Höhepunkt der Passage (§2) sind drei neuheidnische „Seligpreisungen“:

„*Und selig sind unsre Gefallenen! Selig: denn sie sind bei Gott!
Und selig sind sie zum andern! Denn: Seliges Los -
Wer im frühesten Glanz entfalteter Schöne*“

² s. „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“, S. 14

*Hinsinkt, vielen geliebt, vielen noch lange beweinet!
Und selig sind sie zum Dritten zu preisen uns, weil ein gütiges Geschick es ihnen
ersparte, die Niederlage und das Elend ihres Volkes zu erleben...*“

Die optische Einrückung der beiden ersten „Seligpreisungen“³ lässt ein verdecktes Zitat vermuten. Tatsächlich fand sich eine Quelle, und zwar für die zweite. Während man an Hölderlin denken könnte, ist es vielmehr der mit Göttingen und dem Harzland verbundene und dort seinerzeit beliebte romantische Dichter Ernst Schulze (1789-1817), aus dessen „Poetischen Tagebuch“ die Zeilen stammen: „*Seliges Loos! Wer im frühesten Glanz der entfaltetten Schönheit / Hinsinkt, vielen geliebt, vielen noch lange beweint*“. In dem Gedicht (von 1815) geht es jedoch um den Tod schöner Frühlingsblumen von der Hand des geliebten Mädchens, in der Nachfolge von Goethes „Veilchen“! Eine makabre Entlehnung!

Aber – fragt meine Großvater weiter - waren nicht alle Opfer umsonst (§3f)? „*Ist nicht unser Volk dem physischen Zusammenbruch nahe, und, was noch schlimmer ist, auch dem geistigen, dem moralischen?*“ Müsse man nicht sagen, „*dass wir gebrochen, siech und greis unserm Untergang als Kulturvolk entgegenschleichen*“? Doch Fichte, der Vordenker des Nationalidealismus der Deutschen, habe schon in den dunkelsten Stunden Preußens die zukunftsweisenden Worte gesprochen: „*Sie verspritzten mit Freudigkeit ihr Blut für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tod über ihren Gräbern blühen soll.*“

Not tut, so Erich Loß, das „*gläubige Vertrauen darauf, dass ein göttlicher Wille das für unsere Augen oft Sinnlose doch oft zum Sinnvollen, zum Guten wendet, zu einer Ordnung der Dinge*“ (§4). Das ist der Geist der „konservativen Revolution“ und der nationalprotestantischen „Ordnungstheologie“. Darauf sagt er (§5):

„*Wer auch fiel und wie er auch fiel: Aus diesen neuen Gräbern blüht Leben und Zukunft. Vaterland und Menschheit, Volk und Einzelwesen ziehen aus dem blutigen Boden die stärksten und heilsamsten Säfte. Wieder ist Leben geopfert, um höheres, reicheres Leben für gesegnetere Zeiten zu retten. Wieder kommt aus dem Tode die reichste Lebenskraft. So wissen ja auch unsere alten Sagen und Göttermären sinnig zu berichten.*

So wuchs auch das tiefe Mysterium unserer christlichen Kirche von der Erlösung durch das Blut und das Todesopfer des Heilandes. So verkündet die Wissenschaft mit klaren Beweisen die alte Lehre. Das tiefste Geheimnis aller Weltentwicklung ruht in der unerforschlichen Weisheit, dass alles Leben aus dem Tode hervorgeht. So ist ein Totenfest, wie wir es heute und morgen feiern, auch zugleich ein Fest der Lebendigen.“

Man würde gerne wissen, wann und wo diese finstere Vermengung von heidnischem Blutopfer – samt „Blut und Boden“ - mit dem Opferblut und Erlösungstod Christi zuerst aufgetaucht ist.

³ eingerückt auch im Zeitungsabdruck, offenbar aus dem Manuskript von E. L. übernommen

Welches aber ist nun diese „neue Ordnung der Dinge“ (§7)? Sie ist nicht „von diesem wirtschaftlichen Geist, der seit den sogenannten ‘Gründerjahren’ wie eine verheerende Seuche unter uns hauste“ (§8), nicht „der heute umgehende Ungeist händlerischer Verkommenheit“, nicht „die Ordnung eines toten Materialismus“ (§9), sondern „Lebensgestaltung von einem inneren Zentrum“ her (§10). Sie beruht auf der „wahren deutschen Sendung, eine Kultur der Innerlichkeit zu schaffen und einen solchen Lebensstil all den tausendfachen äußeren Hemmungen gegenüber tatkräftig durchzusetzen“ (§11). Der so oft missverstandene deutsche Idealismus habe „[...] sich letzten Endes zu bewähren als die rücksichtslose⁴ Forderung, der unbeugsame Wille, die entschlossene Tat, aus dem endlosen Strome der Vielzuvielen endlich herauszutreten“. Nur durch die deutsche Sendung, durch „das wahre deutsche Wesen in seiner schlichten Einfalt und stillen Größe, in seiner tiefen Innerlichkeit und in seinem hohen Seelenadel“ (§12) kann unser Volk wieder gerettet werden „und nach ihm, was sonst noch der Genesung fähig ist“. Dazu wird wieder Fichte zitiert: „Wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung“ (§10, s. auch oben S. 27).

Die neue Ordnung wird sich gründen auf „gläubiges Aufschauen zu dem Ewigen, der sich in uns und um uns offenbart; maßvolles Sichbescheiden den weiten Zusammenhängen gegenüber, in die der Einzelne sich eingeordnet weiß; Vertrauen auf das Führertum, zu dem begnadete Menschen berufen sind; Ehrfurcht vor kulturschöpferischer Tat; Hingabe an das, was als der letzte Sinn des Lebens und der höchste Gehalt alles Geschehens über uns steht“ (§11). Dann besteht wieder Hoffnung: „Reinheit an Körper und Seele liefert uns ein in Zukunft starkes Sieger- und Arbeitsgeschlecht, Fleiß hilft uns, alles Verlorene wieder ersetzen, Gemeinsinn hilft uns hundertmal besser als alle Zwangswirtschaft unser Volk ernähren und mit allem Nötigen versehen“ (§13).

Die Toten haben den Weg gewiesen: „Unsere Helden sind für uns in den Tod gegangen, denn sie haben uns mit der Tat die wahre Ordnung der Dinge, das Wort Gottes bezeugt, das Wort von Gemeinsinn und Bruderliebe, von Zucht und Gehorsam, von Opferwilligkeit und Treue bis in den Tod, und vor allem das Wort vom Glauben, vom Glauben an eine schönere Zukunft unseres Volkes“ (§14).

Und schließlich das Gebet: „Herr Gott, himmlischer Vater, lass dein deutsches Volk nicht untergehen, lass es in dem Kampfe um seine höchsten Güter nicht versagen! Lass den Heldengeist unserer Toten in unsere Herzen niederströmen, damit wir Mut und Kraft gewinnen und vor allem den Glauben, dass es auch aus diesem Niedergang wieder ein Aufsteigen gibt und dass unser Volk doch noch einmal ein edles Führervolk wird. Dazu, Herr, mach uns frei! Amen“ (§16).

Solche Sehnsucht wurzelte in jenem pseudo-religiösen, nationalromantischen deutschen Idealismus, in jenem weltentrückten Irrationalismus, der einst als deut-

⁴ nebenbei bemerkt: „rücksichtslos“ war eines der Lieblingswörter Adolf Hitlers

sche Antwort auf die französische Revolution entstanden war. Dazu gehörte an erster Stelle die Vergötzung der deutschen Nation. Sie fälschte die kantische Pflichtethik in eine nationale Pflicht- und Gehorsamsethik um, die auch den Glauben an Gott und Christentum zu nationaler Pflicht machte und am Ende Gott selbst für Preußen-Deutschland dienstverpflichtete. Dazu gehörte ferner die schrille Preisung heroischer Opferbereitschaft, unter Verachtung von Realität und „Realien“.

Ein weiteres Leitmotiv ist auch hier wieder die Gleichsetzung idealen Deutschtums mit idealem Menschentum sowie der Glaube an die deutsche „Sendung“ zur Beglückung der übrigen Menschheit mit dem deutschen Geist. Seine Wurzeln hatte dies freilich bei Herder, Fichte und Schiller. Im Entwurf zu seinem Gedankengedicht „Zur Feier der Jahrhundertwende / Deutsche Größe“ hatte Schiller geschrieben: *„Jedes Volk hat seinen Tag in der Weltgeschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit...Dem [Deutschen], der den Geist bildet, beherrscht, muss zuletzt die Herrschaft werden...und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen...Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt.“* Goethe ahnte es, und Heinrich Heine sah es noch schärfer, dass in diesem nationalidealistischen deutschen Geist auch schon der deutsche Ungeist angelegt war. Später gehörte zu dessen lautstärksten Multiplikatoren nicht zuletzt Wilhelm II.

Erich Loss' Beschwörung einer „neuen Ordnung der Dinge“ war die treibende Kraft der bereits erwähnten „konservativen Revolution“. Sie entsprang der Sehnsucht nach Erlösung aus den Unsicherheiten der Moderne, nach einem festen Gefüge von Maßstäben, nach Lenkung durch eine starke Hand, nach *„Vertrauen auf das Führertum, zu dem begnadete Menschen berufen sind“*. Das war der gutgläubige Ordnungsfanatismus und die katastrophale politische Unzurechnungsfähigkeit und Verführbarkeit von Untertanen aus Tradition und Gesinnung.

Nichts lag schließlich meinem Großvater und allen übrigen damaligen deutschen Schulhumanisten ferner als der Gedanke, dass sein „Humanismus“ der schiere Verrat an seinen Ursprüngen sein könnte. Sein Glaube an den elitären Auftrag des humanistischen Gymnasiums blieb unerschütterlich und unveränderbar. Ein deutliches Indiz eben dafür ist es, dass er in seiner gleichfalls erhaltenen Abschiedsrede vor seinem Weggang nach Schleswig 1927 die langen dem Schulhumanismus gewidmeten Abschnitte seiner Antrittsrede von 1916 wörtlich wiederholte. Auch in späteren Jahren sollte sich seine Haltung nicht ändern.

An dieser Stelle noch eine Anmerkung zu Northeim. Über ihm wie über so mancher deutschen Kleinstadt sollten später noch lange nach dem 2. Weltkrieg die Schatten der Vergangenheit liegen. Anfang der 60-er Jahre packten Schülerinnen des Northeimer Mädchengymnasiums – darunter meine spätere Frau - unter Anleitung ihres pangermanistisch gesinnten Direktors eine Art Care-pakete für die Südtiroler „Bumser“, die damals mit Sprengstoffanschlägen gegen Strommasten und Eisenbahngleise die Italianisierung ihrer Heimat verhindern wollten.

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Gefallenenrede 1921

Ich hörte auch von einer anderen Geschichte aus jener Zeit, über die auch im SPIEGEL berichtet worden sei. Der damalige Direktor des Corvinianums habe eines Tages einen besonders aufsässigen Schüler zu sich bestellt und ihm Vorhaltungen gemacht: Er selbst habe einen Arm im Kriege verloren, und sein, des Schülers, Vater sei als tapferer Offizier im Kriege gefallen – und was sei er? Darauf habe der Schüler sich erschossen. Zumindest noch in den 90-er Jahren soll in Northeim ein erbitterter Streit darüber geschwelt haben, ob die Vorhaltungen des Direktors ursächlich für den Selbstmord des Schülers gewesen waren oder nicht. (Wie wusste man übrigens von deren genauen Inhalt?) Für die einen war der Direktor der geliebte hervorragende Lehrer, für die anderen der Repräsentant einer deutschen Gesinnung, die offenbar noch immer Unheil anrichtete – das Ganze eine Variante eines deutschen Konflikts im Angesicht einer Vergangenheit, die nicht vergehen will.

1965 erschien über Northeim eine sorgfältige politische Recherche von William Sheridan Allen mit dem vielsagenden Titel: „Das haben wir nicht gewollt – die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930 bis 1935“ (Gütersloh, Sigbert Mohn Verlag). Darin heißt es auf S. 281: „Das Übermaß patriotischer Gefühle in der Stadt während der vorhitlerischen Zeit war der große moralische Hebel für den Nationalsozialismus. In mancher Hinsicht waren Taten und Überzeugungen [der Northeimer] während der letzten Jahre der Weimarer Epoche so, als ob der Erste Weltkrieg nie ein Ende gehabt hätte.“

Die weiteren Northeimer Jahre (1922-27)

Während Erich Loß in seinen Reden von 1916 und 1921 seinen Zuhörern so treffsicher aus dem Herzen sprach und ihr deutschnationales Denken und Empfinden in so große rhetorische Höhen hob, sind Einzelheiten seiner politischen Ansichten kaum zu erfahren. Welchen Politikern und Parteien, welchen politischen Autoren neigte er zu? Welche aktuellen Themen besprach er ggf. mit Freunden, welche Fragen beschäftigten ihn am meisten?

Die Erinnerungen Rudolf Mückes, die einzige Quelle auch hierfür, waren für ihren Verfasser nicht der Ort allgemeiner und grundsätzlicher politischer Überlegungen. Die waren überhaupt nicht so sehr Sache dieses eher praktisch denkenden Schulmannes und Philologen. Er war ein Biedermann der älteren Kaiserzeit und – aus heutiger Sicht - in politischen Dingen so verhängnisvoll ungebildet wie die meisten seinesgleichen. Das war Erich Loß, der Vertreter der nächsten Generation, deutlich weniger. Dieser dürfte auch kaum so sehr unter dem Untergang der Kaiserzeit gelitten haben. Aber auch er neigte zum Pessimismus, worauf der Schwiegervater wiederholt hinweist, und das wohl nicht nur in seinen depressiven Phasen.

Eine der wenigen Stellen, an denen Rudolf Mücke eine politische Ansicht seines Schwiegersohnes wiedergibt, ist die folgende aus dem Jahre 1924 (LE §777): *„Erich beurteilt Reden, wie sie Hauptmann Schmidt unlängst in Hannover hielt, als noch nicht zeitgemäß. Unsere Rüstungen seien noch nicht so weit, der Zwist zwischen Frankreich und England noch nicht weit genug fortgeschritten, um solche Brandfackeln in die Massen zu schleudern. Der Kapp-Putsch, die Vorgänge in Küstrin und in München gehörten in dasselbe Gebiet: Abwarten und im gegebenen Augenblick zuschlagen. Den Deutschnationalen machte er den Vorwurf des Stimmfanges [mit der Forderung höherer Beamtengehälter, Einstellung der Reparationszahlungen]. Ich [Mücke] sollte meinen, dass die Deutschnationalen auch die Folgen erwägen, die mit ihren Forderungen verbunden sind.“* Außenpolitisch und in Sachen Krieg und Frieden dachte also auch Erich Loß durchaus im Sinne der Deutschnationalen, lehnte aber Scharfmacherei und zumindest Überstürzung einer deutschen Revanche ab. Während er ihnen zugleich Populismus vorwarf, nahm Rudolf Mücke sie gegen diesen Vorwurf in Schutz.

Einen nicht ganz uninteressanten Hinweis auf die politische Lektüre von Erich Loß liefert sein Schwiegervater, und zwar an der schon erwähnten Stelle, an der er beiläufig von den *„sechs Bändchen Naumannscher Betrachtungen“* spricht, *„die ich ihm schenkte“* (§668).¹

¹ Bliebe festzustellen, um welche Ausgabe von – vermutlich – Reden und Aufsätzen des 1919 verstorbenen Politikern und politischen Schriftstellers es sich dabei handelte. Sie befand sich 1945 wahrscheinlich noch in der Bibliothek meines 1941 verstorbenen Großvaters und wurde dann wohl zusammen mit den meisten übrigen wertvolleren Büchern von meiner Mutter für wenig Geld weggegeben.)

Der national-konservative Rudolf Mücke hatte seinem Schwiegersohn die Werke Naumanns kaum aus eigenen Antrieb geschenkt, sondern weil er wusste, dass er sich für ihn interessierte. Zwar dachte auch Friedrich Naumann in außenpolitischen Fragen durchaus imperialistisch, innenpolitisch aber sozial und immer mehr auch demokratisch. Kurz vor seinem Tode war er Vorsitzender der von ihm mitbegründeten Deutschen Demokratischen Partei geworden. Solche Lektüre von Erich Loß spricht nicht dafür, dass er ein extremer Deutschnationaler war. Wenn ich außerdem Andeutungen meiner Mutter richtig in Erinnerung habe, neigte er in den „guten Jahren“ der Weimarer Republik nach 1923 eher Stresemanns Deutscher Volkspartei als der Deutschnationalen Volkspartei zu.

Häusliche Gespräche über öffentliche und andere allgemeine Themen, zu denen Emma eine eigene Meinungen beigesteuert hätte, gab es schwerlich, über politische Fragen im engeren Sinne gewiss gar nicht. Die Zeitung, jedenfalls deren politischen Teil, las, wie es allerdings üblich war, allein das Familienoberhaupt. Im eigenen Hause gab es wohl gelegentlich Geselligkeiten, aber Emma war für dergleichen nicht geschaffen und litt als Hausfrau nur darunter. Geselligkeiten außer Hause besuchten die Eheleute wahrscheinlich nicht oft, jedenfalls habe ich nicht darüber erzählen hören.

Auch für sich allein war mein Großvater wahrscheinlich ein eher häuslicher Mann, zumal er lange Zeit leidend und zumindest von schwacher Konstitution war. So erzählte die kleine Agnes ihrem Großvater in Göttingen 1924 gewiss nicht zufällig (§52): „*Vater hat sich bei seiner Kollegenfeier den Magen verdorben und ist jetzt in übelster Laune: Am besten ich wäre tot, ich tauge doch zu nichts mehr.*“ Solche theatralische Verzweiflung, die er nicht einmal vor den Kindern verbarg, war typisch für ihn. Vielleicht hatte er nur zuviel Bier oder Wein (oder beides) getrunken, wie es bei Menschen vorkommt, die feucht-fröhliche Gesellschaft nicht gewohnt sind. Wahrscheinlicher ist, dass er wieder einmal unter seiner chronischen Überempfindlichkeit von Magen und Darm zu leiden gehabt hatte, und die war nicht nur „Theater“.²

Dabei stimmte er mit den nationalkonservativen Ansichten der oberen Gesellschaft in Norheim offenbar weitgehend überein, wie das Echo seiner Rede von 1921 zeigt, und war insofern alles andere als ein Außenseiter. Ich wüsste auch nicht – vom fernen Philologenverband und seiner „Arkadia“ in Göttingen abgesehen –, dass er in Norheim einem Herrenzirkel, Kegelclub oder dgl. angehört hätte, jedenfalls nicht in einer Weise, die über ein Mindestmaß hinausgegangen wäre. Ich weiß aber auch so gut wie nichts von eigentlichen Freundschaften, nahen oder

² Meine Mutter hatte unter einer ähnlichen Konstitution zu leiden und mied z.B. Damenkaffees ihr lebelang, nicht nur, aber auch deshalb, weil sie weder Kuchen noch Kaffee (wie noch manches andere) recht vertrug. Angesichts ihrer physischen und nervlichen Schwächen sagte auch sie oft resigniert: „Mit mir war eben nie etwas los“. Auch ich selbst musste mit Essen und Trinken immer ziemlich vorsichtig sein und bekam häufig die Quittung – samt einem Anflug von Verzweiflung –, wenn ich es wieder einmal nicht gewesen war. Das Wissen, dass man „eigentlich nichts hat“, tröstet dann nicht immer.

fernen, die er gepflegt hätte. In den Erzählungen meiner Mutter und bei Rudolf Mücke taucht nur der Name eines einzigen (und auch als solchen bezeichneten) Freundes, Schübeler³, auf. Er war ein altphilologischer Kommilitone und Vereins- bzw. Verbindungsbruder aus seiner Göttinger Studienzeit.

Aber war Erich Loß nicht doch auch einfach von Natur ein Außenseiter? Der Typus des strahlenden Herrenmenschen, der überall Eindruck macht, aber doch irgendwie allein ist, ist ja nicht selten. Die Erklärung Rudolf Mückes wäre gewesen, dass Erich Loß ein ausgeprägter Egoist war, und Egoisten sind wohl in der Tat letztlich einsam.

Unabhängig von alledem ging es mit meinem Großvater in den fünf Jahren von 1922 bis 1927, also bis zu seiner Versetzung als Oberschulrat nach Schleswig, physisch und psychisch weiter bergauf, wie sein Schwiegervater immer wieder erleichtert und voll Freude feststellt. Wiederholt lobt er Erichs Tüchtigkeit und Tatkraft. Aber der ist natürlich dennoch der alte geblieben, und seine Frau muss zum Kummer ihres so großzügig helfenden Vaters immer wieder den rücksichtslosen Egoismus ihres Mannes in allen Geldangelegenheiten ertragen.

Im Frühjahr 1924 schreibt der Schwiegervater bitter (LE §781): „*Erich hat wieder in alter anmutiger Weise mich durch Emmchen in Kontribution gesetzt [zum Bezahlen veranlasst] - nur nicht selbst sagen! Wenn aber Emmchen nichts erreichte, dann würde es heißen: 'Siehst du, du liebst mich nicht, sonst würdest du die Eltern Breitgeschlagen haben.' Ich habe also Agnes nicht nur in Kost, sondern von jetzt ab auch das Schulgeld für sie zu zahlen. Erich hat fast die doppelten Einnahmen, aber in diesem Jahre freilich [auch] besondere Ausgaben für Hildegard zu bestreiten. - Als Emmchen bemerkte, Erich würde die Beträge zurückzahlen, entgegnete ich, so hätte es seit Anfang geheißen, ich hätte aber nie einen Heller zurück erhalten und darum die beträchtlichen Summen schließlich geschenkt. Erichs Hochzeitgeschenk für seine Schwester Liese geht auch durch [Ver-]schiebung aus unserer Tasche. Wie würde er aufbrausen, wenn [solche] Ansinnen an ihn gestellt würden! Ich schweige, um Emmchen keine Ungelegenheiten zu bereiten.*“

Ende 1924 sprach Rudolf Mücke den wunden Punkt abermals gegenüber Emma an, doch die wehrte ab (§802): „*Daran darf ich nicht rühren, das nimmt Erich übel und bricht barsch die Unterhaltung ab. Ich habe überhaupt keine Ahnung von unseren Geldverhältnissen. Das verstehst du doch nicht, kriege ich zu hören, wenn ich davon anfangen.*“ Der Vater fährt fort: „*Mein Anerbieten, mit Erich darüber zu sprechen, lehnte sie ab: 'Ich erhalte nur Vorwürfe über mangelnde Liebe; wenn Erich aber Geld hat, spendet er uns mit vollen Händen und ist bester Laune'*“.

Sein Schwiegervater fügt hinzu: „*So gut er auf der einen Seite ist, so unleidlich ist er, wenn er missgestimmt ist; ja, er kann dann brutal sein. Ihre wahre Liebe zu*

³ s. S.34

ihm bewährt sich, wenn er sie herabsetzt; sie trägt und duldet dann und bleibt die treue, fürsorgende Gattin.“ Wie sehr die „Herzensgüte“ meiner Großmutter in Wahrheit Schwäche war, wird hier besonders deutlich. Andererseits ging es damals in unzähligen deutschen Familien wohl nicht anders zu – die Frauen fügten sich in alles. Auch Rudolf Mücke spricht hier gar nicht kritisch, sondern anerkennend über Emmas „Dulden“ und „Tragen“. Bei einem Jahre später geführten Gespräch drückte er sich hierzu noch deutlicher aus (§859): *„Ich stimmte Emmchen bei, dass sie den Kopf hochhalten müsste bei Erichs Aufwallungen, so ungerecht sie auch seien: Die Liebe ertrüge alles.“*

Nach diesen Erfahrungen mit der Elterngeneration nahmen sich übrigens meine Eltern bei ihrer Verheiratung fest vor, über alle Dinge und besonders über Geldangelegenheiten offen und „partnerschaftlich“ (so ihr Ausdruck) zu sprechen, was sie dann auch taten. Ihre Ehe war eine besondere Liebesehe, aber zugleich war sie eine zwischen „Partnern“. Auch eine neue Zeit hatte dies möglich gemacht. Was nicht heißt, dass das nicht letztlich auch schon früher sehr wohl möglich war. Rudolf und Anna Mücke sind ein Beispiel dafür.

Doch zurück zu Erich Loß. Dank der Großzügigkeit von Ärzten und Behandlungsstätten, vielleicht aber auch dank inzwischen gewährter Beihilfen für Beamte bewegten sich die Krankheitsausgaben der Familie – vor allem für den Sohn – im weiteren Verlauf der zwanziger Jahren wohl in der Tat auf erträglichem Niveau, wie es auch Rudolf Mückes Eindruck war. Aber Kummer und Sorgen blieben. Der längst unzweifelhaft an progressivem Muskelschwund leidende Fritz blieb nach vergeblichen Operationen endgültig ans Bett gefesselt und verbrachte seine letzten Lebensjahre im Anna-Stift in Hannover. In denselben Jahren musste Emmas tuberkulöses Ellbogengelenk erneut operativ behandelt werden.

Sorgen anderer Art musste sich mein Großvater mittlerweile um die Zukunft seiner ältesten Tochter Hildegard machen. Ihre mangelnde Eignung für praktisch jede Art von Ausbildung (außer - bis zu einem gewissen Grade - Sport) wurde immer deutlicher. Gerade auch die hauswirtschaftliche Ausbildung, die sie durchlief, blieb ohne den gewünschten Erfolg einer beruflichen Perspektive für sie. Vater und Großvater sagten sich ratlos, dass seinerzeit für Hildegards Mutter Emma, die ihren Eltern einst ähnliche Sorgen bereitet hatte, kein vergleichbares Problem bestanden hatte. Damals blieb eine Tochter aus gutem Hause, wenn sich kein Mann für sie fand (was, wie gesagt, im Falle Emmas durchaus hätte geschehen können), im Haushalt der Eltern. Doch inzwischen war eine Ausbildung auch für Mädchen unentbehrlich geworden.

Oberschulrat in Schleswig (1928-36)

Am 7. Januar 1927 starb Anna Mücke und ließ ihren Mann in tiefem Kummer zurück. Für noch gut zwei Jahre blieb die Enkelin bei ihm, bis sie Anfang März 1929 ihr Abitur machte und darauf - nach sechs Jahren - den großelterlichen Haushalt und Göttingen verließ. Der inzwischen auf die Achtzig zugehende und bis dahin rüstig gewesene Rudolf Mücke hatte 1927 begonnen, hinfällig zu werden, worin sich vielleicht schon das Krebsleiden ankündigte, dem er drei Jahre später erliegen sollte. Seine Aufzeichnungen wurden spärlicher. Am 12. Januar 1930 starb er in Göttingen, nachdem er im September 1929 dort noch seinen 80. Geburtstag gefeiert hatte.

Unterdessen, im Frühjahr 1928, war Erich Loß von Northeim in das ferne Schleswig versetzt worden und mit Emma und Hildegard dorthin gezogen. Fritz Loß blieb im Anna-Stift in Hannover zurück und wurde am 17. Oktober 1928 durch eine leichte Lungenentzündung von seinem Leiden erlöst. Meine Mutter war nach ihrem Abitur 1929 ihren Eltern nach Schleswig gefolgt und hatte von dort aus zunächst ein Praktikum als Haustochter auf dem Gut Eichtal bei Eckernförde gemacht. Danach studierte sie Pädagogik auf der neuen Pädagogischen Hochschule in Kiel, um - bis zu ihrer Verheiratung - Volksschullehrerin zu werden.

Wie Rudolf Mücke es vorausgesehen und sich für seinen Schwiegersohn gewünscht hatte, war das preußische Kultusministerium in Berlin (damals unter dem angesehenen liberalen Minister Carl Heinrich Becker) seit längerem auf den tüchtigen Direktor in Northeim aufmerksam geworden. Nachdem beim Provinzialschulkollegium in Schleswig die entsprechende Stelle frei geworden war, wurde er mit Wirkung vom 1. Dezember 1927 zum Oberschulrat ernannt.

Am 26. November 1927 hielt Erich Loß seine Abschiedsrede in Northeim. Er konnte mit Stolz auf erfolgreiche Jahre zurückblicken, deren letzte zugleich zu jenen „guten Jahren“ der Weimarer Republik gehörten, in denen es in Deutschland sichtlich bergauf ging. Vorausgegangen waren *„die schlimmsten unseres Lebens, jene Jahre des ausgehenden Weltkrieges, des Zusammenbruchs unseres Volkes, der Revolution und der Nachkriegszeit“*, wie der Redner sagte. Noch einmal der düstere Rückblick: *„Die oberen Klassen leerten sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr, das Lehrerkollegium sandte einen nach dem anderen seiner besten Männer hinaus; von einem geregelten Unterricht war in den letzten Jahren des Krieges keine Rede mehr. Und Kohlennot und Krankheiten zwangen uns oft, wochenlang die Schule ganz zu schließen. Wie oft krampfte sich mir das Herz zusammen, wenn ich, insbesondere beim Turnen, die von Unterernährung und Hunger geschwächten Körper unserer Jungen sah!“*

Es folgt der Satz: *„Brach ich doch selbst darüber körperlich und geistig zusammen!“* Doch angesichts seiner Erfolgsbilanz fällt ihm dieser Freimut offenbar nicht schwer. Die Zahl der Schüler und Klassen des Corvinianums hat erheblich

zugenommen und nimmt weiter zu. Das Gebäude ist renoviert, seine Ausstattung vermehrt und modernisiert. Der scheidende Direktor resümiert: *„Und drinnen in den Klassen - Gott sei Dank wieder eine kräftige, gesunde Jugend! Eine Freude ist es jetzt, unsere Jungen da draußen in unserem neuen Turngarten ihre Glieder frisch und frei recken und strecken zu sehen. Unsere Lehr- und Lernmittel und unsere Sammlungen sind wieder auf der Höhe, vermehrt um manche kostbare Neuerwerbung, wie Rundfunk, Epidiaskop u. a. Ein neuer Farbenglanz zieht sich, die Augen erfreuend, über unsere breiten Gänge und Ausgänge; unsere Aula, in sattem Rot erneuert, erstrahlt bei abendlichen Feiern in elektrischem Licht und hallt wider von den schönen Klängen einer prächtigen Orgel, deren wir uns als letzter Neuerwerbung erfreuen.“*

Stolz fügt er hinzu: *„Und was drinnen gelehrt und geleistet wird - nun, auch das erfreut sich eines guten Rufes; sonst wäre nicht die Zahl der uns anvertrauten Zöglinge um mehr als 50 Prozent in den letzten Jahren gestiegen; sonst hätte wohl auch das Ministerium nicht seinen Direktor zum Oberschulrat berufen.“*

Die positive Entwicklung der Schule dürfte nicht zuletzt den (vom Redner erwähnten) zahlreichen Reformen und Neuregelungen der fortschrittlichen damaligen preußischen Kultusverwaltung zu verdanken sein. Von eigenen Reformplänen meines Großvaters für die Schulen in Northeim habe ich schon berichtet (s. o. S. 29/30). Sie dürften bereits in dieselbe Richtung – Verbreiterung des höheren Bildungswesens - gegangen sein wie die späteren des Ministeriums. Gerade auch das wird zum guten Ruf des Northeimer Direktors in Berlin beigetragen haben.

Der Schultypus des humanistischen Gymnasiums als geistiger Bastion des herrschenden national-konservativen Bürgertums blieb dabei unangetastet. Umso bezeichnender ist es, dass Erich Loß in dieser Rede seine langen Ausführungen über den Schulhumanismus aus seiner über ein Jahrzehnt zurückliegenden Antrittsrede von 1916 einfach wortwörtlich wiederholt. Oder stammten diese Passagen gar schon aus den bereits erwähnten *„Gelegenheitsreden“* Rudolf Mückes, von denen der Verfasser schreibt, dass sein Schwiegersohn sie sich von ihm ausgeliehen habe (S. 30)? Dann wären sie womöglich noch älter gewesen als 1916.

Die Frage eines vielleicht notwendigen Überdenkens von Idee und Gestalt des humanistischen Gymnasiums interessierte meinen Großvater gewiss weniger als schulpolitische Fragen. Dabei wären aus heutiger Sicht die „guten Jahre“ der Weimarer Republik, mit all den seit dem 1. Weltkrieg eingetretenen und sich noch beschleunigenden Entwicklungen, eigentlich die richtige Zeit dafür gewesen. War Athen nicht die Wiege der Demokratie, der Freiheit und des selbständig denkenden Individuums? Durfte und musste man die Antike inzwischen nicht ganz anders verstehen? Doch das lag den allermeisten deutschen Schulhumanisten damals sehr fern und wollte auch nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr recht gelingen. Das humanistische Gymnasium blieb, wenn nicht dem 19. Jahrhundert, so doch der bürgerlichen Kultur verhaftet, um die es heute nicht zu Besten bestellt ist. Aber auch nicht zum Schlechtesten – sie scheint doch letztlich unentbehrlich und viel-

leicht sogar unverwüstlich. Anzeichen sprechen dafür, dass dies auch für eine geläuterte Form des humanistischen Gymnasiums gilt.

Im Falle Northeims jedenfalls zollte die Schulverwaltung der Provinz Preußen den Zeitläuften stillschweigend ihren Tribut: Mit der Wegversetzung meines Großvaters wurde – so meine Mutter - am Corvinianum der Griechischunterricht eingestellt, und zwar durchaus im Einklang mit dem erwähnten - zumindest privat geäußerten - Urteil ihres Vaters über die Bildungswirklichkeit der Kleinstadt (s. o. S.30)

Mit dem Näherrücken seiner Versetzung bekam mein Großvater jedoch wieder seine Gesundheitsprobleme. Erstmals ist nun auch von Herzbeschwerden die Rede: „*Agnes brachte am 1. Advent (27.11. [1927]) keine befriedigenden Nachrichten von Haus mit*“, schreibt Rudolf Mücke (LE §867). „*Er hat die ganze Woche arge neuralgische Brustschmerzen gehabt und trotzdem seine Abschiedspflichten und Schularbeiten geleistet. Am 26. ist die Schlussfeier gewesen; er hat am Ende auch jedem einzelnen Schüler die Hand gereicht und abends bis 4:00 Uhr morgens mit den Kollegen zusammengesessen.*

Er ist in solchen Fällen durchaus seiner Herr. Zu Haus kommt dann alles nach. Doktor Gelbke hat vollkommen Ruhe angeordnet und ihm schließlich eine Morphiumeinspritzung verordnet, das heißt selbst gegeben, die geholfen hat. Gott bewahre uns davor, dass Erich nicht wieder dem Opiat verfällt, wenn er in Schleswig allein ist! Das wäre der Anfang vom Ende (28.-11.27). Wenig später heißt es: „*Gottlob brachte sie [Hildegard] gute Kunde von Erich. Es geht ihm besser, die Opiate sind ausgefallen.*“

Auch Rudolf Mücke muss inzwischen auf ärztlichen Rat vorübergehend Opiate nehmen, die seine schweren Leibschmerzen stundenweise lindern – offenbar der Beginn seines bis 1929 unerkannten Magenkrebsleidens. Heiligabend reist er nach Northeim und wird von der Familie gepflegt. Dort erlebt er mit, wie auch das Leiden seines Schwiegersohnes zurückgekehrt ist (§869): „*Leider litt Erich noch an seiner Angina pectoris und war zu Zeiten ganz verzweifelt, wie in den schlimmsten Tagen seines früheren Zusammenbruchs. Er glaubte dann, er würde überhaupt nicht mehr gesund werden, und der sonst so willensstarke Mann war manchmal schwach wie ein Kind und weinte wie ein Kind. Zureden tröstete ihn wohl, hielt aber nicht vor.*“

Nach den Feiertagen ging es meinem Großvater jedoch wieder besser, und Dr. Gelbke stellte ihm in Aussicht, dass er Mitte Februar 1928 seinen Dienst in Schleswig aufnehmen können. Doch daraus wurde nichts. Ende Februar schreibt Rudolf Mücke: „*Es ging Erich wechselnd, an einem Tage so gut, dass man sogar Pläne machte, dann wieder so mangelhaft, dass er glaubte, kaum gehen zu können vor Schwäche. Manchmal könnte man meinen, er sei hysterisch, so wechselnd ist sein Befinden und sein Gemütszustand. Dann redet er von seiner Pensionierung und wie er allen zur Last falle. Dazwischen arbeitet er, schreibt sogar Briefe, liest Wissenschaftliches und Unterhaltendes. Täglich geht er am*

Vor- und Nachmittag spazieren, sodass eineinhalb bis zwei Stunden herauskommen.

Jetzt ist der 1. Mai als Antrittstag in Schleswig angesetzt. Gott gebe, dass er bis dahin dienstfähig ist! [...] Für die Ärzte sind Kranke wie Erich ein gefundenes Fressen; und ohne ihre stete Befragung kommt er nicht aus. Und was probiert er außerdem noch alles! Sogar Lokutate [ein damals beliebtes Wunder-naturheilmittel] hat er geschluckt - es sei weiter nichts als ein drastisches Abführmittel. Jetzt hat ihm Dr. Gelbke Phanodorm-Tabletten [eines der seit 1992 nicht mehr zugelassenen Barbiturate] als Schlafmittel verordnet.“ Und wenige Tage später (§872): „Erich leidet noch immer an seinen Depressionen, spricht dann von seinem Tode und gibt Weisungen, was dann geschehen soll.“

Erst nach einer weiteren Kur von Mitte März bis Mitte April 1928 im Gossmannschen Sanatorium in Kassel-Wilhelmshöhe (mit Naturheilverfahren) besserte sich sein Zustand. Unterdessen bereiteten Frau und Töchter den Umzug von Northeim nach Schleswig vor und reisten im April dorthin voraus. Es wurde Mai, bis er von meiner Großmutter von Wilhelmshöhe abgeholt und nach Schleswig begleitet wurde. Rudolf Mücke erhielt dann aber bald von dort die erleichternde Nachricht, dass sein Schwiegersohn mit Zuversicht an seine neue Arbeit gegangen sei. Mücke hatte offenbar recht gehabt, als er Ende Januar geäußert hatte (§871): „Festen Boden muss er unter sich haben. Den findet er vorläufig nur in der neuen Berufstätigkeit.“

Von besonderen gesundheitlichen Schwierigkeiten meines Großvaters in der Schleswiger Zeit hat meine Mutter nach meiner Erinnerung nicht gesprochen. Als Studentin in Kiel und später als junge Lehrerin in Ellingstedt und Holzerode war sie allerdings bei den Eltern wohl nur noch zu Gast. Dafür erzählten sie und meine Großmutter von schönen gemeinsamen Ausfahrten in einer gemieteten schwarzen Limousine mit Chauffeur sowie von kleinen nachmittäglichen Segelfahrten nach dem Behördendienst meines Großvaters. Beamte in seiner Stellung hatten damals noch recht viel freie Zeit. Er selbst sah das offenbar anders, aber dazu komme ich noch.

Mein bei solchen entspannten Gelegenheiten sehr lebenswürdiger und charmanter Großvater ließ in ernsteren Dingen und vor allem, wenn es nicht gerade um seine eigene Person ging, Härte walten. Das erwähnte Ellingstedt, der erste Anstellungsort meiner Mutter als Lehrerin, war ein gottverlassenes Nest auf dem Schleswig-Holsteinischen Höhenrücken, wo die Sprosse der Inzucht unter den großbäuerlichen Familien, so meine Mutter später, dem Lehrer in der einklassigen Dorfschule ebenso zu schaffen machten wie die jugendlichen Arbeitssklaven, die sich die Bauern aus der Arbeitervorstadt Kiel-Gaarden besorgten und die dann oft grün und blau geprügelt von ihnen im Unterricht saßen.

In der Lehrerwohnung über der Schule spukte es, wie es hieß, und der Vorgänger meiner Mutter hatte Löcher in die Zimmertüre geschossen, weil er Tritte auf der Treppe gehört hatte...Man muss von solchen Zuständen erzählen, weil sie sich

heute kaum jemand mehr vorstellen kann. Mein Großvater hätte leicht die Schulverwaltung dazu bewegen können, seine Tochter an einen erfreulicheren Ort zu versetzen, aber er tat es nicht. Natürlich hätte es seiner Reputation als preußischer Beamter geschadet. Andererseits war es am Ende tatsächlich kein Schaden für meine Mutter, die dort sogar pädagogische Erfolge erzielte, von denen sie später gern und stolz erzählte.

Sehr wohl dagegen – weil es gar nicht anders ging – setzte sich mein Großvater in Schleswig für ihre drei Jahre ältere Schwester, meine arme Tante Hildegard, ein. Sie war nur für Sport einigermaßen begabt und sollte und wollte Turnlehrerin werden. Das war aber nur in Verbindung mit einem zweiten Unterrichtsfach möglich. Als solches kam nur Handarbeiten in Frage, was aber wiederum mit Hauswirtschaft verknüpft sein musste, alles zu der Zeit nur noch mit vorgeschriebener staatlicher Ausbildung. Mein Großvater erreichte, dass sie allein mit Sport und einem bisschen Nähen Lehrerin werden konnte. Das wurde ihr Jahrzehnte später in Göttingen zum Verhängnis. Als sie auf die Fünfzig zuging und ihre ohnehin geringen geistigen und körperlichen Kräfte nachließen, bekam sie es mit pubertierenden Hilfsschülerinnen zu tun, die sich auf nichts anderes verstanden als darauf, eine hilflose Lehrerin zu peinigen.¹

Als junges Mädchen und auf den von ihr so geliebten Tanzereien mit den Göttinger Verbindungsstudenten war sie als das „Mädchen mit den Märchenaugen“ bewundert worden und soll sogar Greta Garbo ähnlich gesehen haben. Die Studenten entdeckten dann jedoch immer bald, dass mit ihr „nichts los“ war, weder in Liebesdingen noch sonst. Es zirkulierte über sie sogar, wie meine Mutter erzählte, das böse Wort von der „Dame ohne Unterleib“. In Schleswig aber verlobte sie sich mit einem Lehrer oder Angestellten, Asmus Weiland, einem scheuen Sonderling und passionierten Vogelkundler, den seine Braut auf seine allsonntäglichen Ausflüge in die Natur begleiten musste. Meine Mutter erzählte, wie sie eines Abends vor der Verlobung mit ihrem Vater zum Briefkasten ging, um den Paken Anzeigen hineinzuworfen. Dort zögerte er einen Moment: „Sollen wir die wirklich hineinwerfen?“ Meine Mutter schwieg, ebenfalls ratlos. Dann entschloss er sich: „Nun denn – in Teufels Namen!“ Die beiden verstanden einander bisweilen recht gut. Wie sie erwartet hatten, ging Hildegards Verlöbnis bald in die Brüche.

Von der Tätigkeit meines Großvaters als Oberschulrat in Schleswig – über die Tatsache hinaus, dass er häufig Inspektionsreisen unternehmen musste - weiß ich nichts weiter. Sein langjähriger guter Ruf aus Northeim muss sich in dem höheren Amt noch verstärkt haben. Übrigens kann ich ihn mir mit seiner immer dominierenden, vornehmen Erscheinung gut als strengen, aber auch großzügigen Prüfungsvorsitzenden vorstellen. Bald interessierte sich Berlin für ihn. Unter dem 11. Oktober 1930 schrieb ihm der zuständige Abteilungsleiter im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Ministerialdirektor Jahnke:

¹ 1958 nahm sie sich in Göttingen das Leben.

„Sehr geehrter Herr Kollege! Ich komme heute mit der Frage, ob Sie geneigt wären, von Schleswig an das hiesige Provinzialschulkollegium überzugehen. Der Grund ist der, dass nach dem Weggange des Oberschulrats Hartke, der nach Königsberg versetzt worden ist, die alten Sprachen hier nicht mehr so vertreten sind, wie es für die Provinzen wünschenswert ist, zumal da mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass der andere sehr tüchtige Altphilologe auch noch ausscheidet. Ich kann mir denken, dass es Ihnen nicht leicht wird, aus den Ihnen lieb gewordenen Verhältnissen zu scheiden und in das große Berlin überzusiedeln. Aber Sie müssen auch bedenken, welche Anregungen diese Stadt bietet, welche Möglichkeiten sich weiterzubilden und weiter zu wirken sie gewährt. - Die geplante Versetzung ist als eine Auszeichnung gedacht, als eine Anerkennung Ihrer Tüchtigkeit. Falls Sie jetzt noch zu keiner Entschließung kommen sollten, können wir die Frage bei meiner nächsten Anwesenheit in Schleswig besprechen. Aber lieber wäre es mir schon, wenn Sie mir noch vorher mitteilen wollten, wie Sie zu meiner Frage stehen. - Mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr (Jahnke).“

Mein Großvater sagte ab, mit Sicherheit schriftlich, aber ein Entwurf seiner Antwort ist leider nicht erhalten. Jedenfalls überzeugte er das Ministerium, denn schon unter dem 27. Oktober erhielt er folgende Antwort:

„Sehr verehrter Herr Kollege! Der Minister hat mich beauftragt, Ihnen ein paar freundliche Worte in seinem Namen zu schreiben. Das heißt also, dass er die von Ihnen vorgetragene Gründe gegen eine Versetzung nach Berlin für schwerwiegend anerkennt und davon absieht, Sie gegen Ihren Wunsch nach Berlin zu versetzen. Es ist mir eine Freude, Ihnen das mitteilen zu können und Sie so von der Sorge zu befreien. Und ich weiß, dass nicht nur Sie, sondern auch Ihre Schleswiger Kollegen sich dessen freuen werden. - Mit besten Grüßen, Ihr (Jahnke).“

Ich habe diese Schreiben hier in voller Länge wiedergegeben, weil mir der kultivierte, freundliche Ton, der damals offenbar auch im dienstlichen Schriftverkehr unter leitenden höheren Beamten gepflegt wurde, bemerkenswert scheint. Man würde so menschlich-kollegiale Äußerungen heute wohl eher dem Telefongespräch vorbehalten und sich im Diensts Schreiben auf dürre Worte beschränken, von den geschwundenen stilistischen Fähigkeiten abgesehen.

Welche übrigens waren die „schwerwiegenden“ Gründe und der Gegenstand der „Sorge“ meines Großvaters? Es muss seine nach wie vor labile Gesundheit gewesen sein. Anderes dürfte er verschwiegen haben. Das sich politisch verdüsternde Berlin konnte den alten Pessimisten nicht locken. Es zog ihn – wie auch seine Familie - aber wohl ohnehin nicht in die Großstadtwelt.

Es kam das Jahr 1933. Im Februar hatte ein Nationalsozialist der ersten Stunde, Bernhard Rust, das Kultusministerium übernommen. Rust war meinem Großvater als ehemaliger Studienrat am Ratsgymnasium in Hannover und als dortiger Gauleiter der NSDAP seit 1925 wahrscheinlich wohlbekannt. 1930 hatte er seine Stellung am Ratsgymnasium wegen Trunkenheit (angeblich auch wegen Belästigung einer Schülerin) verloren – und dafür einen Sitz im Reichstag erhalten. Mein

Großvater konnte sich in der Richtigkeit seiner Weigerung von 1930, nach Berlin zu gehen, dadurch erst recht bestätigt sehen. Meine Großmutter erzählte denn auch später, unter Rust hätte er niemals in Berlin dienen wollen.

1933 nahm sein Aufgabenkreis in Schleswig zu. Mit Ministererlass vom 5. Mai 1933 – von Rust selbst unterschrieben – wurde ihm die (zunächst noch) „*kommis­sarische Verwaltung des Amtes als Vorsitzender bei dem Wissenschaftlichen Prüfungsamt in Kiel*“ übertragen (das entsprechende Amt hatte übrigens sein Schwiegervater von 1916 bis 1924 in Göttingen innegehabt). Laut dem Erlass sollte er dabei die für die Prüfungstätigkeit bereits vorgeschlagenen 34 Prüfer heranziehen dürfen, mit u. a. der Einschränkung, „*soweit nicht auf die z. Zt. noch in ihrem Dienst Tätigen die §§3 und 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 Anwendung finden*“. Das war Hitlers „Arisierung“ des Beamtentums, der entscheidende Schritt in Richtung auf die Nürnberger Rassegesetze von 1935.

Mit welchen Gefühlen wird mein Großvater diesen letzten Satz des Minister­schreibens gelesen haben? Wusste er und dachte er daran, dass er sehr wahr­scheinlich einen Schwiegersohn bekommen würde, der eine jüdische Urgroßmut­ter hatte, Otilie Kummer, geborene Mendelssohn, eine Enkelin Moses Mendels­sohns? Aus den Erzählungen meiner Mutter habe ich keinen Hinweis, dass ihm die für die höhere Justizlaufbahn vielleicht nicht ausreichende „arische“ Abstam­mung meines Vaters zu denken gegeben hätte.

Ohnehin dürfte für Erich Loß, der sich in jeder Beziehung als „Herr“ empfand, der niederträchtige Judenhass der Nazis nur ein weiteres Zeichen ihrer Pöbelhaf­tigkeit gewesen sein. Wie meine Mutter erzählte, bezeichnete er die SA-Leute, wenn sie unter seinem Fenster vorbeimarschierten, als „Würstchen mit den Senf­töpfen“. Auch habe er einmal vor einer Reichstagswahl – also entweder einer der beiden von 1932 oder der letzten mit Beteiligung mehrerer Parteien am 5. März 1933 – seine beiden Töchter gefragt, was sie denn wählen würden. Die beiden, die andere Dinge im Kopf hatten als Politik, reagierten ratlos. Darauf der Vater ärger­lich: „Dann wählt doch Euren Hitler!“

Am politischen Desinteresse seiner Töchter – wie ihrer Mutter - war er freilich nicht unschuldig, nicht anders als die meisten Väter der „besseren Kreise“ damals. Zeitungslektüre und Gespräche über Politik waren nichts für Frauen, die bis 1919 ja auch nicht wählen durften.²

² Dagegen war für meine Großmutter Jahrzehnte später im Göttinger Familienkreise das „Tage­blatt“ zuerst einmal „ihre“ Zeitung, die sie vor uns anderen las und in ihrem Zimmer aufhob. Sie verfolgte auch die Nachrichten in Rundfunk und Fernsehen und hielt mich mit über 80 Jahren manchmal sogar auf dem Laufenden, wenn ich von der Universität kam. In gewisser Weise war sie zu den privilegierten Gepflogenheiten ihres Vaters und ihres Mannes aufgerückt. Dazu gehörte es übrigens auch, den alten Atlas, den gewichtigen „Großen André“, herbeizuholen und Länder und Städte darin nachzuschlagen.

Meine Mutter erzählte aber auch, dass ihr Vater in Schleswig, im Sessel sitzend, Hitlers „Mein Kampf“ gelesen und dabei abwechselnd mit dem Kopf geschüttelt und gelacht habe. Erich Loß gehörte zu den angeblich wenigen Deutschen, die von dem dicken Buch mehr als ein paar Seiten lasen. Ich besitze sein Exemplar noch, das wenige Jahre später mit ihm in die Göttinger Wohnung wanderte, die nach 1945 die unsere wurde. Es war die 1933 in München gedruckte Ausgabe mit 782 Seiten (zwei Bände in einem). Spuren seines Kopierstifts finde ich bis S. 140.

So könnten ihm u. a. Hitlers Auslassungen über die höhere Schulbildung und den Schulhumanismus auf S. 469/70 entgangen sein. Er könnte sie freilich ebensogut gelesen haben – es wäre ihm gar nichts aufgefallen! Was Hitler dort niederschrieb, entspricht genau dem Tenor der Reden meines Großvaters von 1916 und 1927. Ich gebe hier deshalb das Kernstück der längeren Passage bei Hitler in ganzem Umfang wieder:

„Es liegt im Zug unserer heutigen materialistischen Zeit, dass unsere wissenschaftliche Ausbildung sich immer mehr den nur realen Fächern zuwendet, also der Mathematik, Physik, Chemie usw. So nötig dies für eine Zeit auch ist, in welcher die Technik und Chemie regieren und deren wenigstens äußerlich sichtbarstes Merkmal im täglichen Leben sie darstellen, so gefährlich ist es aber auch, wenn die allgemeine Bildung einer Nation immer ausschließlicher darauf eingestellt wird. Diese muss im Gegenteil stets eine ideale sein. Sie soll mehr den humanistischen Fächern entsprechen und nur die Grundlagen für eine spätere fachwissenschaftliche Weiterbildung bieten. Im anderen Fall verzichtet man auf Kräfte, welche für die Erhaltung der Nation immer noch wichtiger sind als alles technische und sonstige Können.

Insbesondere soll man im Geschichtsunterricht sich nicht vom Studium der Antike abbringen lassen. Römische Geschichte, in ganz großen Linien richtig aufgefasst, ist und bleibt die beste Lehrmeisterin nicht nur für heute, sondern wohl für alle Zeiten. Auch das hellenische Kulturideal soll uns in seiner vorbildlichen Schönheit erhalten bleiben. Man darf sich nicht durch Verschiedenheit der einzelnen Völker die größere Rassegemeinschaft zerreißen lassen. Der Kampf, der heute tobt, geht um ganz große Ziele: Eine Kultur kämpft um ihr Dasein, die Jahrtausende in sich verbindet und Griechen- und Germanentum gemeinsam umschließt.

Es soll ein scharfer Unterschied zwischen allgemeiner Bildung und besonderem Fachwissen bestehen. Da letzteres gerade heute immer mehr in den Dienst des reinen Mammons zu sinken droht, muss die allgemeine Bildung, wenigstens in ihrer mehr idealen Einstellung, als Gegengewicht erhalten bleiben. Auch hier muss man unentwegt den Grundsatz einprägen, dass Industrie und Technik, Handel und Gewerbe immer nur zu blühen vermögen, solange eine idealistisch veranlagte Volksgemeinschaft die notwendigen Voraussetzungen bietet. Diese aber liegen nicht in materiellem Egoismus, sondern in verzichtfreudiger Opferbereitschaft.“

Hitler kannte die Heiligtümer des Bildungsbürgertums. Es waren ja dieselben, zu denen sein eigenes Kleinbürgertum aufschaute. Er wollte die Oberschicht für sich gewinnen. Zum Fürsprecher ihrer Bildungsideologie machte er sich vor allem deshalb, weil diese eben das leistete, was er in erster Linie von ihr verlangte: Erziehung zu bedingungsloser Opferbereitschaft und totaler Manipulierbarkeit. Es ging um Gleichschaltung, die durch geeignete Praxis zu regeln war, wie es später u. a. durch die NAPOLAs geschah.

Erich Loß verachtete die Primitivität und Vulgarität der Nazis. Aber er hätte zu den schärfsten liberalen Gegnern Hitlers gehören müssen, um in dieser Übereinstimmung der Erziehungsideale den Pferdefuß zu erkennen. Wer sah damals das katastrophale Ende von allem voraus? Wer konnte erkennen, dass nicht zuletzt die traditionellen Bildungs- und Erziehungsvorstellungen des deutschen Bürgertums dazu beitragen würden? Wenn Erich Loß ärgerlich seinen Töchtern zurief, sie sollten doch nur ihren Hitler wählen, dann sah er vielleicht ein rohes, rabiates Regime kommen, nicht aber die Vernichtung von allem, was ihm als Ideal erschienen war - und schon gar nicht als Folge von dessen ureigenen Mängeln.

Unterdessen wurde meinem Großvater in Schleswig eine weitere und wohl auch beförderungsträchtige Funktion übertragen. Mit Ministererlass vom 28. Oktober 1933 beauftragte man ihn mit der (zunächst) „kommissarischen Verwaltung der Stelle des Regierungsdirektors der in Schleswig befindlichen Abteilung für höheres Schulwesen des Oberpräsidiums der Provinz Schleswig-Holstein“. Zweifel an seiner politischen Loyalität – was doch wohl gerade im Bildungswesen und unter einem Minister Rust ins Gewicht gefallen wäre - dürfte es also nicht gegeben haben. Am 12. November übernahm er seine neuen Dienstgeschäfte.

Doch nur anderthalb Monat später, unter dem 3. Januar 1934, schrieb er wegen seines Gesundheitszustandes an den Oberpräsidenten in Kiel: „*Das Leiden, das mich im vorigen Monat befallen hat, ist zu einer Angina pectoris geworden, die mit ihren quälenden Anfällen meine Körper- und Nervenkräfte zur Zeit stark erschöpft hat. Ich sehe mich daher gezwungen, mich weiterhin krank zu melden. Nach dem beiliegenden ärztlichen Zeugnis wird die Krankheit zu ihrer Ausheilung etwa ein Vierteljahr gebrauchen.*“ Da er für lange Zeit die ihm eben erst zugewiesenen Geschäfte des Regierungsdirektors beim Oberpräsidium nicht versehen könne, bitte er um deren Übertragung auf einen Kollegen. Ebenfalls bitte er darum, ihn vom Vorsitz der Wissenschaftlichen Prüfungskommission zu entbinden.

Die Antwort war offenbar wieder die von ihm gewünschte, und er wurde zunächst entlastet. Im Herbst des Jahres 1934 musste er jedoch endgültig um seine Versetzung in den Ruhestand nachsuchen. Das zugehörige Gutachten des Kreisarztes vom 18. Oktober 1934 ist erhalten. Herr Oberschulrat Loß, schrieb Medizinalrat Dr. Lewerenz, habe bekundet, „*dass er nach dem Kriege einige Male wegen nervöser Beschwerden seinen Dienst habe aussetzen müssen und dass er auch jetzt seit September des Jahres krankheitshalber beurlaubt sei. Er klagte namentlich über Mattigkeit, Schlafmangel, ferner über recht lästige, mit ängstlichen Gefühlen*

einhergehende Brustbeklemmungen sowie über zeitweilige, ohne erkennbare Ursache auftretende Darmstörungen.“

Er kommt zu dem Schluss: *“Nach dem Ergebnis der Untersuchung sind somit keine organischen Veränderungen wahrnehmbar; es besteht lediglich eine funktionelle Schwäche des anscheinend durch anstrengende Berufstätigkeit - toxische Schädlichkeiten kommen nicht in Betracht - erschöpften Nervensystems.*

Was die Frage der beruflichen Leistungsfähigkeit angeht, so ist auf Grund dieser erstmaligen Untersuchung und mangels eigener sonstiger Wahrnehmungen ein sicheres Urteil nicht möglich. Nachdem mir aber von dem behandelnden Arzt auf Befragen bekundet worden ist, dass sowohl von ihm als auch von dem Direktor der Kieler Universitätsnervenklinik hartnäckige nervöse Störungen, auch Angstzustände beobachtet worden sind, bezweifle ich es, dass Herr Oberschulrat Loß ohne ständige Rücksichtnahme auf seinen Gesundheitszustand den Anforderungen seines Dienstes in Zukunft regelmäßig gewachsen sein wird. Die Voraussetzung für seine Versetzung in den Ruhestand ist daher meines Erachtens gegeben.“

Daraufhin wurde mein Großvater mit Erlass vom 4. Dezember 1934 in den Ruhestand versetzt, mit Wirkung vom 1. März 1935. (Am 20. August 1934 war übrigens das Gesetz zur Leistung des Amtseides von Soldaten und Beamten auf den „Führer und Reichskanzler Adolf Hitler“ verabschiedet worden. Auch mein Großvater wird also noch wie praktisch jeder seinesgleichen dem Führer seine Treue geschworen haben.) Die später ausgefertigte zugehörige Urkunde mit dem eingepprägten Reichsadler ist von Adolf Hitler („Führer und Reichskanzler“) mit vollem Namen unterschrieben. Rechts unten steht die Unterschrift des (für die Beamenschaft zuständigen) preußischen Innenministers: „Göring“.

Die Pensionierung meines Großvaters bedeutete dabei noch nicht seine Befreiung von allen amtlichen Pflichten. Er blieb Vorsitzender des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes in Kiel. (Rudolf Mücke war dieses Amt 1916 zugleich mit seiner Pensionierung übertragen worden, übrigens mit einer Vergütung zusätzlich zu seiner Pension. Die Regelung im Falle meines Großvaters kenne ich nicht.) Ein Jahr später, am 21. Januar 1936, bat er um Befreiung auch von dieser Aufgabe, und mit Erlass vom 8. April 1936 wurde seiner Bitte entsprochen.

Ostern 1935 hatten sich meine Eltern in Schleswig verlobt. Meine Mutter erzählte, dass mein Vater nach der strengen - inzwischen wohl aber schon ziemlich altmodischen - bürgerlichen Konvention bei meinem Großvater um ihre Hand anhalten musste. Der - natürlich förmlich anzumeldende - Besuch hatte im Cut oder „Stresemann“ als „kleinem Gesellschaftsanzug“ samt Zylinder stattzufinden. Stellte mein Vater den Zylinder dabei wirklich nach der Etikette unter seinen Stuhl? (So glaube ich es von meiner Mutter gehört zu haben.) Mein Großvater war eigentlich nicht besonders konservativ, aber er liebte bekanntlich vornehme Kleidung (weshalb zu dem hohen Aufwand für seine Person wohl immer auch entsprechende Schneiderrechnungen gehörten), und wo es um sein Auftreten als ranghoher Beamter, Hausherr und Familienoberhaupt ging, war ihm die Einhaltung strenger Regeln selbstverständlich. Mein ganz und gar preußisch empfinden-

Herbert Hoffmann-Loss: Der Nationalhumanist Erich Loß (1878-1941)
Oberschulrat in Schleswig (1928-36)

der Vater, Sohn eines preußischen Offiziers und auch selbst beinahe Offizier geworden, fügte sich der Etikette seinerseits, soweit ich weiß, ohne innere Widerstände.

Im Grunde waren die kalten Förmlichkeiten ziemlich absurd. Meine Eltern kannten einander seit zehn Jahren, und natürlich wusste mein Großvater, wer mein Vater war: aus gutem bürgerlichen Hause, ehemals einer der besten Schüler des humanistischen Gymnasiums in Göttingen, inzwischen ein aussichtsreicher angehender Jurist. Geld hatte mein Vater ebenso wenig, wie seinerzeit Erich Loß – allerdings ohne dessen hohe damalige Schulden. Mein Großvater hatte nun einmal eine intensive Beziehung zum Geld. Umso strenger hatte er in den Jahren zuvor seine Tochter ermahnt: „Wer nichts ist und nichts hat, kommt mir nicht in mein Haus.“ Aber so verhielten sich damals wohl nicht wenige Familienväter noch. Die Verheiratung meiner Mutter würde ihn schmerzlich viel Geld kosten. Er hatte ihr 6.000 Reichsmark als Aussteuer zugesagt.

Diese Summe wurde nun aber ausgerechnet von meiner Mutter noch in Gefahr gebracht. Nach ihrer Verlobung wurde sie in der elterlichen Wohnung Zeugin einer Szene, in der ihr Vater ihre Mutter wieder einmal unbeherrscht anfuhr und ausschalt. Emma weinte. Da fasste sich meine Mutter ein Herz und sagte, er solle aufhören, seine Frau so zu behandeln. Was folgte, war eine Szene aus dem psychologischen Lehrbuch: Mein Großvater brach in Tränen aus und suchte Zuflucht bei seiner Frau. Am Ende schalten beide auf das böse Kind. Meiner Mutter drohte die Vorenthaltung der 6.000 RM. Sie hat sie dann aber doch bekommen.

Ruhestand in Göttingen (1936-41) **Jesus-Vortrag 1937**

Nach Beendigung auch der letzten seiner dienstlichen Verpflichtungen in Schleswig konnte mein Großvater endgültig in den Ruhestand gehen. 1936, wahrscheinlich im Frühsommer, zog er mit meiner Großmutter nach Göttingen, wie es schon ihre Schwiegereltern Mücke vor 20 Jahren getan hatten. Gleichzeitig oder einige Jahre später folgte ihnen ihre unverheiratete ältere Tochter Hildegard und lebte dann für immer in ihrem, ab 1945 unserem, Haushalt. Sie war, wie berichtet, Lehrerin für Sport und Handarbeiten geworden.

Erich Loß wollte seine letzten Jahre in der akademischen Umgebung der schönen, ruhigen Universitätsstadt verbringen, die ihm seit seiner Studienzeit vertraut war. Auch in seiner Northeimer Zeit hatte er ja in ihrer Nachbarschaft gelebt. Wissenschaftlich arbeiten wollte er auch im Ruhestand nicht, wohl aber Vorlesungen und Vorträge über kulturhistorische und philosophische Themen hören und sich mit Freunden austauschen, die diese Interessen teilten. Die Wohnung meiner Großeltern wurde die Beletage in einem der zahlreichen mehrstöckigen Häuser der Jahrhundertwende in der heutigen Keplerstraße (Nr. 20) oberhalb des heutigen Hiroshima- und damaligen 82er-Platzes (benannt nach der dortigen Kaserne des 82er-Regiments).¹

Die großzügigen Haupträume der Wohnung, vor allem natürlich das Herrenzimmer, hatten Stuckdecken und Eichenparkett und waren durch hohe Flügeltüren miteinander verbunden. Es gab einen offenen Balkon, eine geschlossene Veranda und außer einem „Dienstmädchenzimmer“ auf der zweiten Etage noch zwei Bodenkammern. Nach dem Tode meines Großvaters 1941 blieben meine Großmutter und meine Tante Hildegard in der großen Wohnung allein, bis im Februar 1945 meine Mutter, inzwischen Kriegswitwe, mit ihren beiden Jungen zu ihnen zog. Wechselnde Untermieter kamen hinzu. Für mich wurde die Wohnung Heimat bis zum Jahre 1968, als ich mit 30 Jahren nach Bonn ging.

Mein – später von mir allein bewohntes - Zimmer war das ehemalige Herrenzimmer mit dem Schreibtisch und den übrig gebliebenen Büchern meines Großvaters und meines 1930 gestorbenen Urgroßvaters. (Den größeren und besseren Teil hatte ein bücherhungriger Interessent für geringes Geld mit sich genommen. Wir brauchten Lebensmittel.) Übrig geblieben war aber nicht zuletzt Rudolf Mückes schöner Schreibtischstuhl, auf dem man übereck sitzt, mit einer Ecke vorn und einer geschnitzten runden Lehne über den drei übrigen Ecken. Das ungewöhnliche

¹ Die Straße hieß damals noch Prinz-Albrecht-Straße. Wohl noch 1936 wurde sie nach dem von Hitler verehrten General Karl Litzmann umbenannt, der 1930 mit 80 Jahren NSDAP-Mitglied geworden und von 1932 bis zu seinem Tode 1936 Reichstagsabgeordneter und Alterspräsident des Reichstages gewesen war. (1936 erhielt er ein Staatsbegräbnis, 1939 wurde Lodz in „Litzmannstadt“ umbenannt.) Seit dem 2. Weltkrieg heißt die Straße nach Johannes Kepler., sinnvollerweise, denn gleich hinter den Häusern auf ihrer Südseite liegt die ehrwürdige Universitätssternwarte.

Sitzmöbel wurde offenbar von Erich Loß übernommen – und schließlich von mir. Im übrigen übernahm ich ja auch die Wissenschaft der beiden Altphilologen, wenn auch nicht für immer.

Zu den geisteswissenschaftlichen Themen, die meinen Großvater beschäftigten und über die er las, gehörten, wie sein Vortrag von 1937 zeigt, auch theologische und religionsgeschichtliche Fragen. Dafür bot gerade die Göttinger Universität einen besonderen Hintergrund, und zwar in Gestalt der sogenannten Religionsgeschichtlichen Schule, einer Gruppe namhafter Theologen und Religionshistoriker, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zum großen Teil in Göttingen gewirkt hatten. Einer ihrer führenden Köpfe war der auch in den Lebenserinnerungen meines Urgroßvater öfters erwähnte Altphilologe Richard Reitzenstein (1861-1931), der Nachfolger Friedrich Leos seit 1914. Die Namen beider habe ich auch von meiner Großmutter nennen hören.

Die ehemalige kleine philologische Studentenverbindung meines Großvaters, die „Arkadia“, mit deren Vertretern er nach der „Gleichschaltung“ aller studentischen Vereinigungen sicherlich weiter in Verbindung stand, kam für die Beschäftigung mit solchen Themen kaum in betracht. Die Gelegenheit dazu bot vielmehr ein Kreis von Philologenfreunden mit nicht nur fachwissenschaftlichen Interessen, dem er beitrug oder der sich vielleicht sogar auf seine Initiative bildete. Dort hielt man einander Vorträge und diskutierte darüber.

Von meiner Großmutter habe ich weitere Namen in Erinnerung, die von ihr, wie mir scheint, gerade auch in Verbindung mit diesem Zirkel erwähnt wurden: Boesch², Lisco und Misch. Die beiden Erstgenannten waren Vereins- bzw. Bundesbrüder meines Großvaters. (Mein Bruder hat ihre Namen in den früher erwähnten Semesterberichten bzw. Verzeichnissen der „Arkadia“ wiedergefunden.)

Bemerkenswerterweise hatten die letzten beiden, Eduard Lisco (1879-1941) und Georg Misch (1878-1965), wegen mangelnder oder mangelhafter „arischer Abstammung“ infolge des erwähnten „Gesetzes über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ von 1934 ihre Ämter aufgeben müssen. Lisco war 1934 aus seinem Amt als Direktor des Göttinger Gymnasiums gedrängt und zum Studienrat degradiert worden und darauf in den Ruhestand getreten. Sein Nachfolger war wenig später der – nach 1945 als Studiendirektor „abgebaute“ – Walter John geworden, mein nachmaliger Griechischlehrer am Göttinger Gymnasium. Wie auch Boesch hatte auch Lisco schon zu den Bekannten meines Urgroßvaters gehört.³ (Mit seiner Witwe stand meine Großmutter, wie ich mich zu erinnern glaube, in den Jahren nach 1945 noch in Verbindung.)

² wahrscheinlich Fritz Boesch, den Rudolf Mücke in seinen Erinnerungen als seinen Nachfolger als Direktor des KWG in Hannover erwähnt

³ Rudolf Mücke schrieb 1925 in seinen Lebenserinnerungen (§ 809): „Kollege Lisco, der leider für mich zu leise sprach, wollte die Theologie von der Kanzel verbannt wissen und forderte die Pastoren auf, die Leute nicht aus den Kirchen herauszupredigen.“

Georg Misch war ein bekannter Philosoph, Schüler Wilhelm Diltheys, dessen philosophisches Hauptkonzept, die Lebensphilosophie, er weiterentwickelte. Diltheys „Von deutscher Dichtung und Musik“ (1933) fand ich später im Bücher-schrank meines Großvaters. Misch hatte nach fast 20 Jahren als Professor in Göttingen 1935 sein Lehramt aufgeben müssen. 1939 ging er ins Exil nach England. 1946 aber kehrte er nach Göttingen zurück und hat dort noch bis 1965 gelebt. Angemerkt sei, dass auch der angesehenste Altphilologe in den Göttinger Studienjahren meines Großvaters um die Jahrhundertwende, Friedrich Leo (gest. 1914), als Jude mindestens sein Amt verloren hätte, wenn er damals noch gewirkt hätte.

Übrigens wusste ich selbst auch als Student und während meiner ganzen Göttinger Jahre bis 1968 noch nichts von diesen Tatsachen und Zusammenhängen. Zwar lebte ich in jener Zeit ziemlich fern von den aktuellen akademischen und politischen Diskussionen (was mich heute den Kopf darüber schütteln lässt); aber eine solche Unkenntnis kann ich mir doch auch nur aus der allgemeinen damaligen Verdrängung der braunen Vergangenheit des akademischen Lebens in Göttingen insgesamt erklären.

Gleichwohl – um dies noch hinzuzufügen - bekam ich als Student von dieser Vergangenheit etwas mit, und zwar deshalb, weil sie damals noch recht virulente Gegenwart war, leider nicht zuletzt bei meinen klassischen Altertumswissenschaften. Dabei scheint es zumindest noch um die Jahrhundertwende, als mein Großvater in Göttingen studierte, bei den dortigen Altphilologen noch keinen besonderen Antisemitismus gegeben zu haben. Gerade der bereits erwähnte Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der damals zum Großmeister seiner Zunft aufstieg, hat, wie sich im Rückblick zeigte, besonders viele bedeutende jüdische Gelehrte unter seinen Schülern gefördert. Sein Freund und späterer Schwiegervater, der große Theodor Mommsen, verachtete den Antisemitismus vehement als Gesinnung der „Canaillie“. Inzwischen gibt es eingehende Analysen der NS-Verstrickungen - und des einschneidenden Verlustes an Gelehrten der Göttinger Universität und gerade auch des Göttinger Instituts für Altertumskunde.⁴

⁴ Ein eigenes Erlebnis zur Illustration der Verhältnisse: 1962 starb in Göttingen mit 90 Jahren der hoch angesehene Altertumswissenschaftler und langjährige frühere Göttinger Ordinarius, Max Pohlenz, den auch mein Urgroßvater öfters erwähnt. Unser Professor und Ordinarius Wolf-Hartmut Friedrich hatte an dem großen Begräbnis nicht teilgenommen, und äußerte sich dazu anschließend mit allen Zeichen der Erbitterung (ich glaube, es war sogar in einer Vorlesung): Er hatte sich - wohl Ende der 30er Jahre - an das Göttinger Institut beworben und sich den versammelten Dozenten mit einem Vortrag vorgestellt. Anschließend kam ihm zu Ohren, dass Pohlenz gesagt habe: „Den können wir doch nicht nehmen, der ist doch Jude!“ Das war er nicht – so Friedrich empört – und konnte es, wie Pohlenz habe wisse können, auch nicht sein, denn sein Bruder sei Bürgermeister von Frankfurt a. d. Oder (?) gewesen. Friedrichs Bewerbung scheiterte damals, und er musste, wenn ich mich seiner Erzählungen recht erinnere, bis nach dem Kriege ein kümmerliches Privatgelehrtendasein fristen, ich glaube in Hamburg. Der angeblich so „jüdisch“ aussehende Friedrich besaß in der Tat keine besonders germanische Physiognomie. Er war eine sensible, kultivierte Erscheinung, mit beweglichen Zügen und musischer und gewissermaßen kosmopolitischer Ausstrahlung (freilich auch nicht ohne Arroganz, z. B. gegenüber unmusischen Menschen wie mir). Dass er dadurch „jüdisch“ wirkte, sagt viel über Herkunft und Niveau der antisemitischen Un-welt im damaligen Deutschland aus und erinnert mich u. a. an eine Begebenheit, die von

Doch noch einmal zurück zu Misch und Lisco. Gesetzt den Fall, dass sie jenem gelehrten Zirkel meines Großvaters wirklich angehörten – sprach man dort über ihre empörende Situation? Sie selbst taten es wohl kaum. Es war ja Teil der Tragödie der deutschen Juden – und in geringerem Maße auch derjenigen, die den einen oder anderen jüdischen Vorfahren hatten -, dass sie darüber weniger Empörung als vielmehr Scham empfanden. Sie waren deutsche Patrioten wie ihre nicht-jüdischen Freunde in jenem Kreis. Auch diese dürften damals taktvoll geschwiegen haben – so wie man es im allgemeinen auch 20, 30 Jahre später noch zu tun pflegte.

In diesem wie auch immer zusammengesetzten Zirkel jedenfalls könnte mein Großvater 1937 seinen Vortrag über das „Verhältnis Jesu Christi zum Judentum“ (Anhang 3) gehalten haben. Ich wusste nichts davon, bis ich den handschriftlichen Text unter seinen Papieren fand.

Zunächst jedoch die Frage: War Erich Loß im Alter religiös geworden, nachdem es in jüngeren Jahren nicht unbedingt gewesen war? Aus den Erzählungen meiner Mutter und Großmutter kann ich mich an keinen Hinweis darauf erinnern. Wie die meisten seinesgleichen dürfte mein Großvater vielmehr auch in seinen letzten Jahren ein humanistisch gebildete „Kulturchrist“ geblieben sein. Sein Deutschtum in der nationalromantischen, konservativen Tradition des 19. Jahrhunderts und sein evangelischer Glaube gehörten für ihn ganz selbstverständlich zusammen. Schon als Student hatte er sich ja auch für Religion als Nebenfach im Schulunterricht entschieden.

Mit alledem gehörte mein Großvater einer deutschen Welt an, in der die Kirchen noch voll und Bibelworte, Gesangbuchverse und Beschäftigung der Gebildeten mit den Evangelien noch weit gegenwärtiger waren als heute. Umso mehr musste einen lutherischen Bildungsbürger wie ihn das aggressive Neuheidentum insbesondere der Deutschen Christen erschrecken, und umso mehr konnte er in der christlichen Tradition seines Vaterlandes das rettende Gegenelement erblicken und sich mit Emphase dafür aussprechen. „Religiös“ oder gar „fromm“ im engeren Sinne brauchte er dazu nicht zu sein. Erich Loß gehörte zur überwältigenden Mehrheit der deutschnational denkenden und empfindenden Protestanten, für die Karl Barth die Bezeichnung „Nationalprotestanten“ gefunden hat.

Die radikale Haupttruppe der Nazis im Kampf gegen die Kirchen, gegen das „jüdische“ Alte Testament und alles „Jüdische“ im Neuen - mit konsequenter „Arisierung“ von Jesus - waren die Deutschen Christen. Diese hatten freilich schon Ende 1933 durch aberwitzige Thesen und Forderungen den Bogen so sehr überspannt, dass sie breiten Protest in den evangelischen Landeskirchen auslösten, was

Reichskanzler Bethmann Hollweg erzählt wird. Bei einem Vortrag, den er hielt, rief ein Zwischenrufer: „Jude!“. Darauf Bethmann: „Wenn hier einer glaubt, dass jemand, der die deutsche Grammatik einigermaßen beherrscht, deshalb Jude ist, dann irren Sie.“

zur Entstehung der Bekennenden Kirche geführt hatte. Daraufhin hatte Hitler die Deutschen Christen fallen gelassen und sich mit den in der Bekennenden Kirche versammelten Kirchen halbwegs arrangiert. Das war ihm umso leichter gefallen, als deren Vertreter zum allergrößten Teil jene in der Wolle gefärbten Deutschkonservativen – „Nationalprotestanten“ – gewesen und geblieben waren. Sie waren außerdem in Gruppen aller Schattierungen gespalten - am einen Ende die wenigen mutigen Christen, am anderen die viel Zahlreicheren, die zu Hitler hielten. Die Zustimmung zum Nationalsozialismus reichte bis tief in die Bekennende Kirche hinein.

1937 stand die Herrschaft der Nazis auch über die Kirchen außer Zweifel, aber Hitler hatte, wie gesagt, etwas Ruhe eintreten lassen. Den Krieg im Blick, konnte er die überwiegend nationalprotestantischen Pfarrer als Kanzelprediger, Feldgeistliche, Redner an Kriegsgräbern und Seelsorger für die Hinterbliebenen ganz gut gebrauchen – bis zum „Endsieg“. Dann wollte er wahrscheinlich kurzen Prozess mit ihnen allen machen.

Das Thema der Verwurzelung von Bibel und Jesus im Judentum blieb gleichwohl hoch aktuell und hoch problematisch. Der Konflikt war zugleich ein grundsätzlicher und hatte damals schon eine lange Vorgeschichte: Was sollte den Vorrang haben – „Volkstum“ oder Christentum, das „Blut“ oder der „Geist“ (Gottes, des Evangeliums)? Der typische Nationalprotestant – zumal als Theologe – gab zwar Gott die Ehre, wollte aber Blut und Volkstum deshalb noch lange nicht verwerfen. So hatte einer der führenden damaligen deutschnationalen Theologen, Paul Althaus (1888-1966), schon 1927 in vertrackt gewundenen Worten erklärt: *„Wie groß immer die Bedeutung des Blutes in der Geistesgeschichte sein mag, das Herrschende ist doch, wenn einmal zum Volkstum geboren, der Geist und nicht das Blut.“* Der „zum Volkstum geborene Geist“? Althaus geriet später in bedenklichste Nähe zum Nationalsozialismus.

Dagegen war Dietrich Bonhoeffer - wie Karl Barth - einer der ganz wenigen evangelischen Theologen, die das Verhängnis des „Nationalprotestantismus“ in aller Schärfe erkannten. Schon zu Beginn der „Machtergreifung“ 1933 schrieb an seine Schwester Sabine Leibholz, die kurz darauf mit ihrem jüdischen Mann emigrierte: *„Die Frage ist wirklich Germanismus oder Christentum, und je bälde der Konflikt offen zutage tritt, desto besser. Die Verschleierung ist am allergefährlichsten.“* Mit „Germanismus“ meinte Bonhoeffer das Ganze der Nazi-Ideologie mit samt „Blut und Boden“, Judenhass und künftiger germanischer Weltherrschaft. Hier konnte es keine Kompromisse geben. Wie recht er hatte, wird durch ein Hitlerzitat wie dieses deutlich: *„Wer den Nationalsozialismus nur als politische Bewegung versteht, weiß fast gar nichts von ihm. Er ist mehr noch als Religion: Er ist der Wille zur neuen Menschenschöpfung!“*⁵

Erich Loß dagegen betrieb „Verschleierung“. In seinem Vortrag versucht er, mithilfe einer wohl z. T. selbstverfertigten - Theologen und Historikern aber wahr-

⁵ zit. n. Joachim Fest, Hitler, Ullstein 1976, S.305

scheinlich mehr oder weniger geläufigen - Dialektik, das jüdische „Volkstum“ Jesu mit seiner Gottessohnschaft zu verbinden und sogar das eine durch das andere zu legitimieren. Was dabei herauskommt, ist ein Schlingerkurs mit etlichen Wendungen und Windungen. Man sieht, wie Nationalkonservative wie mein Großvater sich 1937 längst auf einer abschüssigen Bahn in Richtung Nationalsozialismus befanden, diesem Eindruck jedoch vor sich selbst und anderen durch prononcierte Christlichkeit entgegenzusteuern suchten.

Dieser gewundene Kurs geht durch den ganzen Vortrag. Er beginnt mit einer typisch deutschnationalen und schon fast nationalsozialistisch anmutenden Geschichtsklitterung (§1): *„Der Krieg hat uns mit jähem Schrecken aus dem Traum eines allgemeinen Weltbürgertums herausgerissen. Wir sehen plötzlich, dass die Welt nicht nur aus „Menschen“ besteht, sondern aus Völkern, und dass diese Völker ein ganz verschiedenes Gepräge haben.“* Als ob man mitten aus dem 18. Jahrhundert heraus in den Ersten Weltkrieg gestolpert wäre und ihn nicht spätestens seit 1870 durch entfesselten Nationalismus hätte herbeiführen helfen!

Unvermeidlich folgt der Hass auf die Revolution von 1918: Der allgemeinen *„Empörung gegen diese blinde Tat“* sei die *„große deutsche Bewegung“* entsprungen - der Vortragende beeilt sich hinzuzufügen: *„Ausdrücklich möchte ich bemerken, dass ich hierbei noch nicht an eine bestimmte ‚Partei‘ und ihre besondere ‚Bewegung‘ denke“.* Es sei vielmehr *„die Bewegung des deutschen Gefühles, des deutschen Gedankens“* gewesen.

Die, so der Redner, leider sehr verständliche Konsequenz (§2): Man wollte nunmehr *„eine ‚deutsche‘ Religion, einen ‚deutschen‘ Gott und fühlte sich plötzlich vom Deutschtum her im Widerspruch zum Christentum, und zwar ganz besonders deswegen, weil dieses, wie man sagt, jüdisch verdorben sei.“*

Es folgt eine ausgedehnte Widerlegung der Versuche, für Jesus „arische“ Herkunft anzunehmen. Der Vortragende kommt zu dem Schluss (§6): *„Jesu eigene Zeugnisse wie die seiner Feinde und seiner Freunde, bestätigen immer nur das eine, dass er jüdischen Blutes war. Und doch ist dies nicht die ganze Wahrheit. Dieses „Ja“ kann nicht genügen. Und es ist etwas durchaus Begreifliches, wenn sich heute eine mächtige Bewegung dagegen wendet, Jesus nur als Juden zu sehen.“*

Die Schuld an der angeblich verständlichen Auflehnung gegen Jesus als Juden gibt er der überwundenen theologischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts: *„Heute wisse man wieder, „was die christliche Kirche in ihrem Bekenntnisse immer bekannt hat - dass Jesus mehr war als nur ein Mensch.“* Die Konsequenz (§7): *„Das Entscheidende im Leben Jesu ist eben nicht das Rassistische, sondern das Geistige; und das stammt von Gott“.* - Was das jüdische Erdenleben Jesu angehe, so gehe es dabei *„um die Vollendung, um die Erfüllung einer Linie, die Gott gelegt hat, und die in göttlicher Freiheit nun eben einmal durch das jüdische Volk führt“* (§10).

Darauf schwenkt der Vortragende auf die beliebte antisemitische Polemik gegen den „rassischen Dünkel“ des jüdischen Volkes ein (§12): *„Mit Verachtung glaubten viele Juden auf die übrigen Völker herabsehen zu dürfen und nannten diese wegwerfend ‘Gojim’, Heiden. [...]. Ja, der Rassen- und Religionsdünkel des jüdischen Volkes war groß, und mit Recht empörte sich die Welt dagegen.“* Wie vor ihm die Propheten und Johannes der Täufer und nach ihm Paulus sei Jesus von vornherein auf Distanz zur Masse seines (nicht nur) in diesem Punkte gegen den Willen Gottes lebenden Volkes gegangen.

Vielmehr seien der Geist Gottes und der Glaube an ihn allen Menschen und Rassen zugänglich. Paulus spreche es *„rücksichtslos aus, dass Abrahamskinder [die die Juden zu sein sich rühmten] nicht diejenigen seien, die dem Blute nach von Abraham abstammten, sondern nur die, die Geist und Glauben eines Abraham hätten. Solchen Glauben aber zu haben, sei Recht und Freiheit eines jeden Menschen, in jeder Rasse.“*

Doch dann würdigt der Vortragende wieder das „Volkstum“, und zwar dadurch, dass er als dessen wahren Kern den christlichen Glauben an Gott bezeichnet (§13): *„Damit ist nun auch gesagt, wie wir zum Volkstum stehen. Volkstum birgt etwas Göttliches in sich. Völker sind Gedanken Gottes“* (nach Ranke).

Damit kommt er auf seine Kritik am „Rassenwahn“ des jüdischen Volkes zurück: Gerade die Bibel (das Alte Testament), die diese Tatsache immer wieder betone, *„zerbricht ja diesen Rassenwahn des jüdischen Volkes und stellt die anderen Rassen als ebenbürtig hin“*. Sie mache klar, *„dass es immer und überall nur auf eines ankommt: auf Buße und Glauben, auf Gehorsam und Entscheidung, und zwar für jede Rasse, für jedes Volkstum. - Blut allein rettet nicht, Blut allein adelt nicht, sondern was rettet und adelt, ist die Entscheidung des freien Glaubens zum höchsten Gut hin, zum Reiche Gottes in Jesus Christus.“*

Dieser abermaligen Seitenhieb gegen den Rassismus der Nazis verdient auch deshalb Beachtung, weil darin ausgerechnet der „jüdische Rassedünkel“ als dessen Urbild erscheint. Gewitzte Kritiker der Nazi-Ideologie haben denn auch immer wieder zu diesem Argument gegriffen.

Doch dann wieder die gottgegebene völkische Verwurzelung der Deutschen. Für sie muss hier ebenfalls wieder Jesus als Vorbild herhalten (§15): *„Wie sich Jesus bewusst in den Tagen seines fleischlichen Lebens zu seinem Volkstum hielt, so muss ein jeder von uns das auch tun. Mit heißer Liebe und nie wankender Treue gehören wir zu unserem deutschen Volke. Sein Schicksal muss uns Tag und Nacht auf dem Herzen liegen, sein Blut muss uns teuer sein, sein Wesen und seine Sendung müssen uns immer mehr bewusst werden. Deutsch bis in die Wurzel unseres Wesens sollen wir sein, gerade weil wir an Gott glauben, an den Gott, der der Schöpfer nicht nur der einzelnen Menschen, sondern auch der Völker ist.“*

Nach einem längeren Exkurs über die „*Geschichte des deutschen Volkes, wie sie durch die Berührung von Christentum und Volkstum geformt ist*“ (§15), fasst der Vortragende zusammen (§17): „*Im Evangelium Jesu Christi liegen also die starken Wurzeln unserer Kraft. Von hier aus wird auch unsere Sendung in der Welt klarer. Darin besteht sie, dass wir der Welt vorzuleben haben die Freiheit in Gott und die Bindung an Gott und so eine Bresche schlagen für die neue Weltgesinnung und Weltgestaltung.*“

Zweimal kommt Erich Loß also auch auf das deutschnationale Lieblingsthema – und sein eigenes - von „*unserer Sendung in der Welt*“ zurück, das ihm auch in seinen beiden älteren hier vorgelegten Reden wichtig gewesen war.

Und schließlich die Schlusspassage mit ebenso starken wie ambivalenten Worten zum Rassesthema (§18): „*Das bedingt freilich auch eine rassische Aufgabe. Es ist durchaus richtig, wenn man sagt, dass ein Volk sich rassisch sauber erhalten sollte; es ist das Lebensrecht auch der deutschen Nation, sich vor Überfremdung durch andere Rassen zu hüten.*“ Das Rassische muss freilich seine Grenzen haben: „*Aber, so entschieden wir das anerkennen, genauso entschieden wehren wir uns dagegen, dass man andere Rassen verachtet oder dass man gar unter dem Vorwande der Rassenpflege das Höchste bekämpft, das Evangelium Jesu Christi.*“ Dabei bleibt es das Geheimnis des Vortragenden, wie die Deutschen sich „rassisch sauber“ und zugleich von der Verachtung anderer Rassen freihalten sollen. Im übrigen sah und hörte 1937 jedermann im Alltag und auf den Straßen, was Rassismus tatsächlich bedeutete.

Erich Loß schließt mit dem Satz: „*Unser Blickfeld muss immer auch auf das Letzte gehen, und das Letzte ist nicht die Rasse, sondern das Letzte ist die Herrschaft Gottes - das Reich Gottes, wie im Himmel, so auch auf Erden!*“

Das sind kräftige Worte. Aber bei allen Unsinnigkeiten und Klitterungen ist, wie eben schon zur alltäglichen Grausamkeit von Hitlers Rassepolitik bemerkt, dies vielleicht überhaupt das Problem der diesem Vortrag zugrunde liegenden Haltung: das Augenverschließen vor der brutalen Wirklichkeit.

Dem handschriftlichen Vortragstext meines Großvaters lag ein beidseitig und eng von ihm beschriebener Zettel mit sorgfältig notierten Stichworten mit Seitenangaben zu Huizingas Buch „Im Schatten von morgen – eine Diagnose des kulturellen Leidens unserer Zeit“ (Bern-Leipzig 1936, 2. Aufl.) bei. Der große niederländische Kulturhistoriker und –philosoph Jan Huizinga (1882-1945) war ein Humanist im alten Wortsinn, der nicht zuletzt über Erasmus von Rotterdam geschrieben hatte, ein geistiger Nachfahre Jakob Burckhardts und ihm verwandt an Bildung und weitem Horizont. Während der deutschen Besetzung der Niederlande wurde er verfolgt. Nach 1945 muss er bei uns zu den Denkern des Trostes und der Hoffnung gehört und hier und da Eingang in den Schulunterricht gefun-

den haben. Ich jedenfalls kannte seinen Namen (aber kaum mehr) vom Gymnasium. „Im Schatten von morgen“, 1935 verfasst, ist ein in schöner Sprache (auch des Übersetzers Werner Kaegi) und mit großem Überblick geschriebenes Buch. Huizinga setzt sich darin in abgeklärter und zugleich scharfsichtiger Weise mit den beunruhigenden Phänomenen jener Zeit – unausgesprochen natürlich vor allem den deutschen – auseinander. Wer zu lesen verstand, konnte darin wesentliche Kritik am Nationalsozialismus finden.

Mein Großvater war, wie seine Notizen zeigen, ein guter und genauer Leser Huizingas. Nichts von dessen Weite des Blicks und Humanität ist jedoch in seinen Vortrag eingeflossen. Musste er vorsichtig sein? Oder war sein Bewusstsein doch zu tief vom preußisch-deutschen Nationalismus des 19. Jahrhunderts geprägt? Immerhin wird solche Lektüre ihn darin bestärkt haben, gewisse Distanz vom Nationalsozialismus zu suchen, so wenig dies ihm und seinesgleichen auch letztlich gelingen mochte.

Anhang 1

Antrittsrede in Northeim vom 3. April 1916

(nach dem erhaltenen Manuskript)

1 „... Und nun, meine hoch verehrten Anwesenden, drängt es mich noch, Ihnen zu sagen, in welchem Geiste ich das Wohl dieser Schule, das Wohl der uns anvertrauten Jugend zu erhalten und zu fördern gedenke. Und da gestehe ich freimütig, ich gründe mein Hoffen und Wünschen weiterhin weniger auf meine persönliche Kraft und das Bewusstsein des eignen Könnens als auf den guten Geist dieser Schule, in die ich heute eintrete, und auf den guten Geist des Humanismus, der gerade in der letzten Zeit wieder neu belebt und neu belebend unsre Gymnasien durchzieht. Eine Pflegestätte der Geisteswissenschaft ist bisher diese Anstalt gewesen, und ihr Ruf ist weit über die Grenzen der Landschaft gedungen. So bin ich denn der festen Zuversicht, auch hier die Grundbedingungen der gedeihlichen Wirksamkeit des deutschen Gymnasiums vorzufinden.

In Dankbarkeit und Verehrung blicke ich daher auf die Männer, die vor mir diese Anstalt rühmlich geleitet. Ihr Vorbild soll mir voranleuchten und mir den Weg zeigen, den ich zu gehen habe. Erhebend ist es also für mich, voraussetzen zu dürfen, dass ich hier in Schulverhältnisse eintrete, die von gelehrten und erfahrenen Männern gesund und solide erhalten sind, erhebend aber auch zu wissen, dass diese Verhältnisse der Geist des Humanismus, des Idealismus beseelt.

2 Denn wenn unsere eigentlich gelehrten Schulen¹ im wesentlichen heute noch die Aufgabe haben, die Grundelemente der Gesittung und Bildung, denen unsere nationale Kultur ihre Höhe verdankt, lebendig zu erhalten, zu befestigen und zu vertiefen, so ist, meiner Überzeugung nach, das humanistische Gymnasium dasjenige, dass diese Aufgabe am besten löst. Die Fahne, um die wir uns auch hier zu scharen haben, ist die des Idealismus. Unser Gymnasium soll als ein echt humanistisches nicht feige den Platz räumen dem Materialismus der Zeit, jenem Kampf ums Dasein, der mehr dem Nutzen und dem Genuss nachjagt, als dass er auf wahrhaften Gewinn des Geistes und des Herzens ausgeht. Unser Gymnasium soll sich nicht herabwürdigen zu einer Veranstaltung von allerlei äußeren Berechtigungen, soll nicht diese zum Ziel seines Lebens machen, sondern es soll der alten humanistischen, der idealen Aufgabe eingedenk bleiben, die eben keine andere sein kann als die allseitige Veredelung des Jünglings. Und dahin führt uns hier der Weg noch immer über Hellas und Rom.

Noch immer kommt dem Griechischen und dem Latein als Grammatik und Schule des Denkens keine moderne Sprache gleich. Sie verleihen unserm Geiste Bieg-

¹ Zu den „gelehrten Schulen“ in der Tradition von Renaissance und Reformation gehörten insbesondere die ehemaligen Klosterschulen – wie Ilfeld – und die von Landesherren eingerichteten sogenannten Fürstenschulen, wie die in Meißen und Grimma.

samkeit und Schärfe wie kein anderer geisteswissenschaftlicher Unterricht. Mit Luther sprechen wir auch noch heute:

„Das musst du als ein Knabe leiden,
Dass dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden
Darin das Messer des Geistes steckt.“

3 Und dank dem gegenwärtigen Stande der klassischen Sprachwissenschaft ist es auch dem lateinischen und griechischen Grammatikunterricht in einzigartiger Weise möglich, das Verständnis zu eröffnen für das Gesetzmäßige der geistigen Vorgänge, für gesetzmäßiges geschichtliches Werden. Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung im Ganzen und im Einzelnen mit solcher Sicherheit und mit solcher Leichtigkeit zeigen lassen wie bei der Sprache. Und der bewusste Fortschritt in der Handhabung der antiken Sprachen auf dem heutigen deutschen Gymnasium ist, dass Lektüre und Grammatik, Formenlehre wie Syntax eine Bekanntschaft mit dem Wesen des menschlichen Geistes vermitteln, und zwar vom kulturgeschichtlichen und sprachgeschichtlichen Gesichtspunkte aus.

Sprachunterricht ist ja, um mit Herder zu reden, „eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache“. Nicht nur ganze Schriftwerke bieten einen Inhalt, mit dem sich der denkende Geist würdig beschäftigt; von dem geistigen Lebens-element des Autors spüren wir etwas in jedem Vers, in jeder Zeile, ja das einzelne Wort, die besondere Konstruktion, die einzigartige Wortstellung bieten einen Einblick in die Werkstätte des schaffenden Geistes, sei es des Einzelnen oder des Volkes. Eine solche Sprachauffassung und -behandlung ergibt im eigentlichen Sinne eine humanistische Bildung (denn die Sprache ist die Bedingung, bei der überall eine geistige Gemeinschaft erst möglich wird); bei solcher psychologischen Behandlung der Sprache eröffnet sich heute ein neues weites Arbeitsfeld für die Vermittlung einer auf Anschauung begründeten geistigen Bildung.

Einzigartig ist ja auch die Bedeutung, die den beiden alten Sprachen und ihren Kulturen im Hinblick auf unsere Geschichte und unsere Kultur zukommt. Hier liegen überhaupt die Grundlagen unserer geistigen Kultur. Nur derjenige aber kann die Geschichte seines Volkes richtig beurteilen, der das Wesen der Kraft kennen gelernt hat, durch die die geschichtlichen Tatsachen geschaffen wurden. Und die antike Welt hat mit ihrem Geist, ihrer Literatur und ihrer Kunst jedesmal in die Geschichte unseres Vaterlandes, ja ganz Westeuropas entschieden eingegriffen, wenn wir heute rückwärts schauend eine Periode höheren Aufschwungs verzeichnen.

4 Und wieder stehen wir heute an einem Wendepunkt in der Geschichte der europäischen Völker. In diesem gewaltigen Kriege, der nun schon über anderthalb Jahre tobt und dessen Waffenlärm heute in unsere friedliche Arbeit dringt, in diesem Kriege wird es sich ja letztlich nicht bloß um äußeren Gewinn oder Verlust an Land und Gut handeln, nein, letztlich wird es sich auch entscheiden darum, welche Weltauffassung von nun an die führende sein soll: ob die materialistische

des englischen Händlertums oder die idealistische des deutschen Heldentums. Wir sind mit unserem Kaiser der festen Überzeugung, dass „am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll“. Dann aber darf das deutschen Wesen nicht nach englischem Muster verflachen im Streben nach reinen Nützlichkeitswerten des persönlichen oder nationalen Ichs, sondern muss sich wieder emporschwingen zur Verwirklichung jener Ideale, die unsere streng humanistisch geschulten Väter zum Aufbau sowohl unserer Nation wie unserer hohen, von allen Nachbarvölkern beneideten Kultur geführt haben.

Und auf dem Wege, den wir dabei einzuschlagen haben, mögen uns die Worte eines Engländers leuchten, die vor etwa 20 Jahren im Gespräch mit einem Deutschen gefallen sind: „Wir Engländer sehen mit Befremden, dass sich bei Ihnen in Deutschland ein Umschwung im Schulbetrieb zuungunsten der alten Sprachen zu vollziehen beginnt. Gerade um die eingehende Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen, wie sie auf Ihrem Gymnasium stattfindet, haben wir Sie immer beneidet. Wir sind in solchem Materialismus und in solcher Oberflächlichkeit in der Betrachtung der uns umgebenden Welt versunken, dass ich Ihnen nur sagen kann: Wenn Sie eine so materialistische, oberflächliche und rohe Generation auch bei sich züchten wollen, so fahren Sie auf dem betretenen Wege fort und hemmen Sie weiter den Betrieb der alten Sprachen!“.

5 Nun, das verhüte Gott! Wir wollen weiter arbeiten an unserer geistigen Vervollkommnung, dann dienen wir am besten der Erfüllung der Menschheitsidee, die unsere welthistorische Mission bedeutet. Eine Vernachlässigung jener geistigen Ideale würde für uns und damit die Menschheit geistigen Rückgang, ja geistigen Tod bedeuten. Nur geistige Kräfte aber können Völker jung erhalten und sie auch politisch stark machen. Auf sie also heißt es sich auch jetzt wieder zu besinnen.

Es hat aber für unsere Nation und für ihr einzelnes Glied nie eine bessere Schule der Selbsterkenntnis und des fruchtbaren Selbstbewusstseins gegeben als den Humanismus. Den Griechen sind wir (sind alle Kulturvölker) ewige Schuldner. Ihre ungeheure Leistung auf allen geistigen Gebieten ist die unentbehrliche, dauernde Grundlage für alle geistige Kultur. Wer daher unseres Volkes Werden und Sein, seine innerste Geschichte kennen lernen und mit an ihr weiterbauen will, muss auch das klassische Altertum kennen, wenn er nicht schon auf der Schwelle Halt machen will.

Zu Goethe und Schiller führt kein anderer Weg denn über Hellas und Rom. Und diese Straße sind unserer Ahnen von jeher gewandert, sie hat sie geführt zum Bewusstsein ihres Selbst, zur Höhe ihres Könnens. Hellenische Freiheit und römische Geisteszucht, sie leben in jedem Atemzug unseres nationalen Denkens: Sie haben uns zu dem gemacht, was wir sind. Und doch haben wir alles, was wir uns aneigneten, auch zugleich gewandelt. Nicht Römer oder Griechen sind wir geworden: Rom hat uns in harter, aber unendlich segensreicher Schule zu Deutschen gebildet, und Hellas zumal hat uns in wunderbarer Geistesverwandtschaft gesteigert über uns selbst hinaus, und doch auf unserer Bahn.

In der klassischen Welt sind für uns noch immer ewige Typen menschlichen Strebens, menschlicher Größe, menschlicher Vergänglichkeit und Dauer. Die Schule von Hellas vermag, wenn eine, auch heute noch, ihrem Jünger die geistige Freiheit zu geben von der Mode des Tages, seine individuelle Art zu stärken, nicht indem sie entfesselt, sondern indem sie bildet.

6 Mensch sein heißt uns begeisterungsfähig sein, und dies bedeutet letztlich nichts anderes als die Gewissheit, dass unsere Seele von Gott stammt und zu Gott zurück will. Und dieses unser Ideal ist eines von den echten. Wohl mag auch das Unechte infolge falscher Schätzung lange Zeit sich oben halten. Aber schließlich sinkt es doch wieder. Dagegen erhält sich jugendlich und von unmittelbarer Wirkungskraft das Echte, das wahrhaft Große und darum auch Über-zeitliche: Es wandelt im freien Geisterdasein durch die Jahrhunderte, immer neu umworben, neu erschaut und vertraut und nie erschöpft. Echte Ideale sind innerlich ebenso unzerstörbar, wie sie äußerlich wandelbar sind und wandelbar sein müssen.

Und äußerlich gewandelt hat sich auch der Humanismus. Die Humanisten von heute sind keine nur rückwärts gewandten Menschen mehr. Der Humanismus, wie wir ihn heute verstehen und wie er von Tag zu Tag auch im Unterricht unserer Gymnasien sich ausbreitet, hat sich selber im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung unserer Zeit gewandelt und geläutert, nicht äußerlich etwa von ihr mitgerissen, aus bloßem Fortschrittsbedürfnis, sondern er ist organisch mit ihr gewachsen und nimmt teil an ihren wissenschaftlichen und philosophischen Eroberungen.

Von nicht-humanistischer Seite wird nun dem Gymnasium immer wieder der Vorwurf gemacht, dass auf ihm wohl ein Wissen entstehe, aber kein Können. Allerdings ist das Gold einer realistischen Bildung leichter in die Scheidemünze [d.h. die billige Münze] umgesetzt, die der Tag braucht, aber das wirkliche geistige Können ist nicht sichtbar und praktisch messbar. Nein, je mehr man in das Leben eindringt, desto sicherer erkennt man, dass alles wirkliche Können auf geistigem Gebiet von dem Reichtum, der Erfahrung und der Vielseitigkeit des Geistes sowie von der Kunst des Menschen abhängt. Und treiben wir hier Griechisch und Latein nicht nur um der Grammatik willen, sondern auch und hauptsächlich aus jenen oben schon angeführten Gründen, dann wird in unseren Gymnasien ein Reichtum von Anschauungen, eine Lebendigkeit und Biogsamkeit des Geistes entstehen, dann wird sich auch die Praxis des Könnens im gegebenen Falle schnell und sicher einstellen, dieses Könnens, das dann wahrhaft auch eine Kunst ist.

7 Und wenn heute zum Beispiel zu den Forderungen des Tages die Einführung in die Staatsbürgerkunde und die Pflege staatsbürgerlicher Gesinnung gehört, so hat sich schon lange das Gymnasium, auch mit seinen Hauptfächern, in diesen Dienst gestellt. Denn der sicherste Weg für unsere Jugend zu später wirklich wertvoller und wirksamer Beeinflussung der Gestaltung unserer nationalen Verhältnisse ist die Fähigkeit, das Gegenwärtige als ein Gewordenes aus dem Vorhergehenden erkennen und erklären zu können. Denn das allein verhilft zu einem Urteil über die Möglichkeit, die Verhältnisse zu ändern oder zu erhalten, und auch über die dabei

einzuschlagenden Wege. Dazu machen der Unterricht in Geschichte und der im Deutschen unsere heranreifende Jugend gründlich bekannt mit Werk und Bedeutung, Art und Unart des eigenen Volkstums. In immer weiterem Umfange werden durch diese und andere Unterrichtsfächer gemeinsame deutsche Grundüberzeugungen gewonnen, die dem nationalen Wesenskeim entsproßen. Die Aufgabe des deutschen Gymnasiums soll in dieser Hinsicht stets sein, unter vergleichender Umschau unter den bedeutendsten Kulturen, zumal hier der antiken, den deutschen Knaben und Jüngling zu deutschem Denken und Fühlen heranzubilden, um ihm später deutsches Handeln leichter und selbstverständlicher zu machen.

Und hat nicht gerade dieser Krieg, der für so vieles die Feuerprobe geworden ist, die Richtigkeit unseres Strebens bewiesen? Mit stolzer Freude und Genugtuung sehen wir [wie bei keinem anderen Volke]² unsere Jünglinge und Männer, die wir zu echten deutschen und willensstarken Menschen auf der antiken Grundlage des Unterrichts erzogen (heranbildeten), mit Begeisterung in den heutigen Kampf fürs Vaterland ziehen und ihr Leben für seine nationale Freiheit und seine Weltstellung opfern. Und welche herrlichen Erfolge haben Heer und Flotte erkämpft durch ihre Disziplin und Opferfreudigkeit, durch den Geist, der Führer und Mann adelt! Wahrlich, dieser Krieg hat gezeigt, dass auch unsere höheren Schulen auf dem richtigen Wege sind zur Erziehung eines adligen, eines Heldenvolkes, das zur Führung anderer berufen ist! Unser Weg führt über Hellas und Rom zur Größe deutscher Kultur und zur Tiefe des allgemeinen Menschentums.

8 Allerdings ist der Weg, der zu unserem idealen humanistischen Ziel führt, lang, steinig und rau, und nur wenige sind auserwählt, die das Ziel auch wirklich erreichen. Und das ist recht so! Das Gymnasium soll auch nicht die Schule der allgemeinen Bildung sein, sondern nur die Schule für die, die bestimmt sind, dermal-einst in die leitenden oder ausführenden Stellungen in Staat, Kirche und Gesellschaft einzurücken. Deren eigentliches Gebiet aber wird der Mensch sein, das Menschliche im engeren Sinne. Und wer als Schüler des Gymnasiums würdig war, wird da mit Goethe sprechen: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir recht eigentlich zu Menschen würden.“ Den Menschen also und seine besonders menschlichen Kräfte des Geistes und der Seele wollen wir bilden, und zwar im allgemeinen. Nicht aber soll das etwa heißen, dass diese allgemeine Bildung in der Aneignung alles möglichen Wissens bestehe, nein, unter allgemeiner Bildung verstehen wir die, welche die Kräfte schafft für alle die, die in höhere Berufe treten sowie alle die, die an der Fortbildung der Menschheitsideale und der Verinnerlichung unserer deutschen Kultur mitarbeiten sollen. Strenge weist das Gymnasium es von sich, irgendeine Fachschule zu sein, eine Vorbereitung für diesen oder jenen Beruf. Das Gymnasium will nur den Jüngling allgemein veredeln, ihn allgemein schulen für den späteren Kampf des Lebens.

² im Manuskript in eckige Klammern gesetzt! Ganz so dick wollte der Redner also nicht auftragen.

9 Weil aber diesem so geschulten Jünglinge nichts Menschliches fremd sein soll, muss er auch eine gewisse Kenntnis in der Mathematik und in den Naturwissenschaften haben. Er muss sich das Weltbild darstellen können unter dem Gesichtspunkt der mechanischen Erklärbarkeit, der Zurückführung auf gesetzmäßige Wirkungen von Ursachen. Diese Ergänzung in der Aufgabe der Jugendbildung ist unerlässlich und wichtig. Allerdings muss die Handhabung jener Lernfächer dem Geist der Gymnasien gerecht werden, seiner Eigenart sich anpassen. (Auch bei Mathematik und Naturwissenschaften muss im Unterricht der Nachdruck auf das Problem selbst gelegt, sein geschichtlicher Zusammenhang nachgewiesen und lebendig erhalten werden.) Werden wir zumal die Naturwissenschaften in humanistischem Geiste treiben, dann werden wir auch auf dem Gymnasium der Gefahr vorbeugen, dass unsere schulentlassene Jugend bei der späteren Gestaltung der eigenen Weltanschauung sich durch Oberflächlichkeiten bestimmen lässt, mit denen versucht ist und immer noch versucht wird, „Welträtsel“ zu lösen. Des Gymnasiums großes Paradigma also ist das klassische Altertum. Menschengestalt und Menschenschicksal sollen die berufenen Erzieher der Menschen sein, nicht die eiserne Gesetzmäßigkeit der Natur.

(Wer andere Ziele erstrebt und andere Wege dahin für sich dienlicher hält, dem ist nach der segensreichen Verfügung von 1901 jetzt Gelegenheit zur Bewegungsfreiheit gegeben; haben wir doch jetzt drei gleichgeordnete, aber in ihrer Art verschiedene höhere Unterrichtsanstalten, so dass jeder einen anderen Weg wählen kann, dem der Weg durchs Gymnasium zu schwierig ist. Gott sei Dank, dass das Gymnasium sein früheres Monopol, die einzige höhere Bildungsstätte des jungen Deutschen zu sein, verloren hat. Es ist infolgedessen entlastet von so vielen Elementen [!], denen Hellas und Rom nichts zu sagen hat und deren Bedürfnissen die beiden anderen Schularten besser entsprechen. Und wir hoffen und wünschen, dass durch diese Entlastung das Gymnasium wieder in Stand gesetzt werden wird, sein altes Ideal mehr zu verwirklichen als bisher. Ein Wunsch der Zukunft ist es allerdings noch, dass es wirklich auch allen jungen Deutschen, auch denen in kleinen Städten und auf dem Lande, möglich gemacht wird, die Schulart zu wählen, die ihrer Veranlagung entspricht.)

Nun, uns hier ist ja unser Weg gewiesen, und ruhig wollen wir auf ihm weiterwandern, dem Ziel entgegen, das nun schon seit Jahrtausenden der Menschheit leuchtet. Wir wollen uns den Blick vom wogenden Wirrwarr lärmender Tagesmeinungen nicht täuschen lassen, sondern genau und klar die stille und leise Strömung der echten Bedürfnisse unseres Volkes wahrnehmen.

10 In diesem Geiste, meine sehr geehrten Anwesenden, gedenke ich diese Schule zu leiten. Und mit dieser Erklärung habe ich zugleich auch euch, meine lieben Schüler, wieder die Ziele gezeigt, die euch gestellt sind, die Aufgaben euch in großen Umrissen gestellt, die ihr während eures Hierseins zu lösen habt. Eure geistigen Kräfte sollen durch ein zwar beschränktes, aber umso gründlicheres Wissen und Können gebildet werden, euer Charakter soll gestählt werden durch Gewöhnung an Arbeit und Ordnung und durch Erziehung zur Selbstbeherrschung, Ehrfurcht und Frömmigkeit. Zwar kennen die meisten von euch, wenn sie unserer

Führung anvertraut werden, lange Zeit nicht das Ziel unseres Weges, doch das braucht euch nicht zu entmutigen. Nur wenigen ist es im Leben vergönnt, das endliche Ziel ihres Weges von vornherein sehen zu können. Ihr müsst nur uns, euren Führern, vertrauen und ihnen gehorsam folgen, dann wird auch das Ziel schon erreicht werden.

11 Ich verlange daher von euch als die Kardinaltugenden des Schülers: eisernen Fleiß und ernstes Streben, unbedingten Gehorsam und strenge Aufrichtigkeit. Und das verlange ich von euch nicht um der Schule willen, sondern um euretwillen, um eurer Eltern willen, um des Vaterlandes willen.

Um eurer selbst willen: Denn ihr bedürft dieser Charaktereigenschaften im Kampf ums Leben. Heute wissen wohl nur wenige von euch, meine lieben jungen Freunde, was das Leben ist - zu eurem Glück! Aber sicherlich wird einst jedem von euch die Stunde schlagen, wo er es wissen wird, dass dieses Leben nicht ein fröhliches Spiel ist, sondern ein mühseliger Kampf, nicht bloß mit der Not des Lebens und den Verhältnissen, sondern vor allem mit der eigenen Unzulänglichkeit und den eigenen Schwächen. Rüstet euch zu diesem Kampf früh genug, übt und stählt eure Kräfte des Geistes und der Seele hier auf unserer Ringschule des Lebens, auf unserem Gymnasium.

Um eurer Eltern willen: Denn sie haben euch in Sorge und Liebe erzogen, sie sehen in euch ihre Hoffnung und den Sonnenschein ihres Alters; ihr Segen baut euch Häuser, ihr Gram sät euch Dornen auf dem Lebensweg.

Um des Vaterlandes willen: Denn das Vaterland ist die gemeinsame Mutter unser aller, ihm verdanken wir die Sprache, die wir reden, ihm die Ideenwelt, in der wir leben und weben, ihm Schutz und Schirm der notwendigsten, nein der edelsten Güter. Dieses Vaterland rechnet auf euch und eure schuldige Dankbarkeit. Die Zeit, in der wir leben, ist ernst. Was unser Volk an innerer und äußerer Größe in den langen Jahren des Friedens und nun in diesem schwersten aller Kriege gewonnen hat und hoffentlich noch gewinnen wird, das muss, damit es dauernd unser sei, noch von jeder Generation wieder erworben, ja auch wieder verteidigt werden in stiller Arbeit und in freudiger Hingabe an das Ganze.

12 Und Sie, sehr geehrte Eltern unserer Schüler, die Sie ihren kostbarsten Besitz uns anvertrauen, Sie bitte ich um Ihre Unterstützung in unseren Bestrebungen. Erhalten Sie den Geist und das Pflichtbewusstsein, das wir in der Schule in Ihrem Sohn erwecken, auch außerhalb dieser Mauern in ihm lebendig! Denn nur, wenn Schule und Elternhaus zusammengehen, können wir unsere Absichten verwirklichen.

Und nun, meine sehr verehrten Herren Kollegen, wende ich mich zum Schlusse an Sie. Seien Sie von Herzen bedankt für die freundlichen Begrüßungsworte, die (Ihr Ältester,) Herr Professor M. vorhin in Ihrem Namen an mich gerichtet hat. Mit Ihnen werde ich ja vom heutigen Tage ab in gemeinsamer Arbeit die Führung aller dieser uns anvertrauten Seelen übernehmen. Gott, der Herr, hat mich auf den

Schulen, an denen ich bisher wirken durfte, den Segen kennen und schätzen lernen, der nicht bloß der Schule, sondern auch uns Lehrern selbst aus der Eintracht erwächst. Gewiss werden wir nicht immer einerlei Meinung sein. Das ist, wo so viele an einem Werke arbeiten, und zwar nicht in mechanischer Arbeitsteilung, sondern so, dass jeder ganz mit Kopf und Herz bei der Aufgabe sein soll, weder möglich noch auch wünschenswert. Aber wir alle werden über die unvermeidlichen Differenzen sicherlich leicht und schnell hinwegkommen, wenn bei ihnen jeder von uns nicht seine Person, sondern die Sache im Auge hat.

Und wenn ich nun damit von Ihnen, meine sehr geehrten Herren Kollegen, dringend gerade eine friedsame Gemeinschaft erhoffe und erbitte, so habe ich ja persönlich dazu Veranlassung. Denn ich bedarf, der ich als Neuling in die heutigen Verhältnisse eintrete und mit noch ungeübten Händen die Zügel des Direktors übernehme, Ihrer Güte, selbst Ihrer Nachsicht und vor allem Ihres Beistandes zweifellos in hohem Grade. Die Behörden und, wie ich hoffe, eine weise Vorsehung, haben mir den verantwortlicheren Platz angewiesen und den schwierigeren: das ist alles. So möge uns denn miteinander verbinden die Liebe zu unserem schweren, aber schönen Beruf, die Liebe zu der Schule, an der wir zu wirken berufen sind, die Liebe zu der Jugend, die unserer Pflege anvertraut ist! „Der Herr aber, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns! Ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern!“ [Ps. 90] - Amen!

Anhang 2

Rede zum Gedächtnis der gefallenen ehemaligen Corvinianer,

gehalten in der Aula des Gymnasium Corvinianum in Northeim

am 19. November 1921,

mit anschließender Enthüllung des Gefallenendenkmals

vor dem Gymnasium

(abgedruckt in Göttingen-Grubenhagensche Zeitung – Northeimer Zeitung und Anzeigen, Nr. 274 vom 23. November 1921, auf d. Titelseite beginnend)

1 „Ach, dass mein Haupt ganz Wasser wäre und mein Auge ein Tränenquell, dass ich Tag und Nacht beweinen könnte die Erschlagenen meines Volks!“ (Jeremias 8.23).

Wie oft sind uns nicht während der blutigen 50 Kriegsmonate diese Worte Jeremias aus verwundeter Seele auf die zuckenden Lippen gestiegen! Besonders heiß und schmerzlich aber dann, als der Krieg endgültig verloren ging; doch niemals heißer und schmerzlicher als jetzt, wo wir anfangen zu begreifen, welch ein Elend dieser Verlust des Krieges bedeutet. Jetzt scheint uns ja nichts anderes übrig zu bleiben, als Tag und Nacht zu beweinen die vielen Hunderttausende von Erschlagenen unseres Volkes, die in Tausenden von Gräbern liegen, über die Erde verstreut, vom Skagerrak bis zur Adria, vom Flandern-Strand bis zum Euphrat-Strom, im heißen Afrika und im weiten Wellenmeer, die Besten unseres Volkes, die für das Vaterland, die für uns gefallen sind.

O ihr Eltern, Geschwister und Bräute, denen im Gedächtnis an die Gefallenen die alten Tränen wieder entstürzen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edlen, feurigen Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich im Grabe liegen: weinet immer eure Tränen wieder!

2 Aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie dahingesunken oder vielmehr, wie sie aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schau deinen Jüngling vor dem Niedersinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, nein, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen, voll Kraft und Hoffnung mit kühnem Herzen, das Höllen ertragen will, von hohen Hoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod; und die rauschenden Todeskatarakte überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich, glanzreich in seiner Brust, gleich wie in einem Göttersaal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Ehre geflogen. Kann er die[se Wunde] fühlen, wie die alle Gefühle wegrißt, da er im betäubenden Kampf sogar eine fortschmerzende [Wunde] nicht empfin-

det? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzt zu groß und zu erhaben, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe: gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohn: Seinen Lohn bringt er mit hinauf... Eltern, wollt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! Aber es seien Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes.

Und selig sind unsere Gefallenen! Selig: denn sie sind bei Gott!
Und selig sind sie zum andern! Denn: Seliges Los -
Wer im frühesten Glanz entfalteter Schöne
Hinsinkt, vielen geliebt, vielen noch lange beweinet!

Und selig sind sie zum Dritten zu preisen uns, weil ein gütiges Geschick es ihnen ersparte, die Niederlage und das Elend ihres Volkes zu erleben; wie manchen von den Hinterbliebenen, die bis dahin ihre Toten trostlos betrauert hatten, hören wir doch jetzt der Gefallenen Schicksal selig preisen, weil sie überwunden haben! Und so manchen verwundeten Krieger, der bis dahin dankbar war, dass die Kugel sein Leben verschont, hören wir jetzt mit vielem Neid der gefallenen Kameraden gedenken, als der von allem Leid Erlösten! Wer ist unter uns, der das nicht begriffe und seinen Mund versiegelte, auf dass er nicht richte?

3 Und doch: Bei diesem Begreifen und Verzeihen dürfen wir nicht stehen bleiben, wir müssen uns aufraffen und uns dessen ganz gewiss werden, dass wir uns dieser müden Stimmung nicht hingeben dürfen, dass wie sie im Gegenteil mit aller Macht bekämpfen und überwinden müssen. Denn das sind wir unseren Gefallenen schuldig!

Wie oft haben wir nicht während der vier Kriegsjahre im Anblick der immer furchtbarer anschwellenden Ströme edlen Blutes gesagt: „Diese Opfer dürfen nicht vergebens sein!“ Wie oft haben wir nicht Tiefbetäubte damit getröstet, dass wir ihnen versicherten: „Euer Opfer ist nicht umsonst gebracht!“ Wie oft haben wir uns nicht selbst gelobt: „Diese Opfer sollen nicht vergeblich bleiben!“ Und nun? Hören wir nicht jetzt zu oft: All diese Opfer sind doch vergeblich gewesen? Sind wir denn nicht unseren Feinden völlig unterlegen? Haben wir nicht Kaisertum, Heer und Flotte, Macht und Wohlstand, Ehre und Freiheit verloren? Ist uns nicht ein Frieden aufgezwungen, ein so entehrender, ein so, auch in langer Folge noch, zerstörender Gewaltfrieden, wie er früher nie gehört worden ist! Sind nicht dem Leibe unseres Vaterlandes edle Glieder gewaltsam entrissen, so dass es nun todwund und siech daliegt? Ist nicht unser Volk dem physischen Zusammenbruch nahe, und, was noch schlimmer ist, auch dem geistigen, dem moralischen? Glüh-ten nicht in unserm Volkskörper, der in seiner tiefen Schwäche allen gesunden Widerstandes bar ist, die Fieber der rohen Genusssucht, der feigen Selbstsucht, der wilden Gewinn gier, des blinden Parteigeistes, der sozialen Zerrissenheit? Sind nicht trotz all der äußeren und inneren Not gewissenlose Demagogen immer noch am Werk, diese Zerrissenheit unseres Volkes zu fördern, den Klassenkampf zu

predigen und Brüder gegen Brüder zu setzen? Ja, so ist es! - Ja, dann sind also doch wohl alle jene Opfer vergeblich und umsonst gewesen ? Und Recht haben also doch wohl jene Propheten, die dann mit oder ohne gelehrtes Beiwerk wieder und wieder darauf hinweisen, dass wir gebrochen, siech und greis unserm Untergang als Kulturvolk entgegenschleichen!

4 Wofür starben denn also all jene Helden?

Nun, diese Frage, die heute in Stunden ratloser Verzweiflung wie in Augenblicken stiller Trauer bei so vielen Tausenden aufgesprungen ist, die heute noch längst nicht schweigt und noch lange - bald stärker, bald schwächer - aus dem Lärm und den Kämpfen herausklingen wird, sie erklang schon einmal voll Verzweiflung in der Geschichte unseres Vaterlandes. Vor ungefähr 110 Jahren war es, in Preußens und Deutschlands trübster Zeit, als Preußen nach dem verlorenen Kriege mit Napoleon I. um mehr als die Hälfte seines Bestandes verkleinert war, als Deutschland zerstückelt und zerspalten war, als Preußen-Deutschland mittelbar oder unmittelbar unter der Herrschaft des korsischen Eroberers lag und als der Philosoph und Volkserzieher Fichte in herben Anklagen von seinem Volk sagen musste, die gegenwärtige Generation sei ganz verdorben, ganz verloren; erst durch eine neue Erziehung müsse ein neues Geschlecht herangebildet werden. Da hatte aber auch gerade dieser Philosoph Fichte, der da mit klarem Auge erkannte, was seinem Volk Not tat, die richtige Antwort auf die verzweifelnde Frage: Wofür sind denn unsere Helden gefallen ? Sie lautete:

„Sie verspritzten mit Freudigkeit ihr Blut für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tod über ihren Gräbern blühen soll. Sie gingen auf in der verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Gefühl des Ewigen umfasste, für die der Edle mit Freuden sich opfert.“

„Für eine Ordnung der Dinge“ fielen sie ? Nun, was da der große Denker uns mit diesen Worten aufschließen will - so wird mancher wohl mit Recht sagen - ist doch nichts von Grund auf Neues. Liegt doch in diesen Worten auch das, was der religiöse Mensch nach Stürmen der Verzweiflung als einen anderen Grund findet, und wobei er nach Leid und Schmerzen ausruht und sich geborgen weiß: nämlich das gläubige Vertrauen darauf, dass ein göttlicher Wille das für unsere Augen oft Sinnlose doch oft zum Sinnvollen, zum Guten wendet, zu einer Ordnung der Dinge.

5 Ja, allerdings, auch auf das wollen wir uns zunächst wieder besinnen: Wir müssen unsere Augen, die meist vom Erdendunst umnebelt sind, auch jetzt wieder erheben! Erheben über das Einzelne und Verwirrende zum Großen, in dem ja doch eine ewige Weisheit überwältigend klar wird. Wer auch fiel und wie er auch fiel: Aus diesen neuen Gräbern blüht Leben und Zukunft. Vaterland und Menschheit, Volk und Einzelwesen ziehen aus dem blutigen Boden die stärksten und heilsamsten Säfte. Wieder ist Leben geopfert, um höheres, reicheres Leben für gesegnetere Zeiten zu retten. Wieder kommt aus dem Tode die reichste Lebenskraft. So wissen ja auch unsere alten Sagen und Göttermären sinnig zu berichten. So wuchs auch das tiefe Mysterium unserer christlichen Kirche von der Erlösung durch das Blut und das Todesopfer des Heilandes. So verkündet die Wissenschaft mit klaren

Beweisen die alte Lehre. Das tiefste Geheimnis aller Weltentwicklung ruht in der unerforschlichen Weisheit, dass alles Leben aus dem Tode hervorgeht. So ist ein Totenfest, wie wir es heute und morgen feiern, auch zugleich ein Fest der Lebendigen.

6 Und wie stand es denn hierin um das Denken unserer Gefallenen selbst? Hatten sich auch nicht alle schon zu der Auffassung des Todes durchgerungen, von der ich eben sprach, so hatten doch fast alle die Wahrheit des Wortes erfasst: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“¹ - Und nicht nur der blutige Lorbeer umkränzt ihre bleichen Stirnen, sondern auch das Lichtgefühl, für die gerechteste Sache von der Welt ihr Blut verspritzt, ihr Leben verröchelt zu haben. Viele von ihnen wollten darum auch gar nicht beklagt sein. Wissen wir doch von manchen unserer jungen Kämpfer, dass sie bei ihrem Auszuge ihren Eltern das Versprechen abnahmen, nicht um sie zu trauern. Sie dachten wie der einstige Jugendheld Theodor Körner:

„Und sollt´ ich einst im Siegeszuge fehlen,
Weint nicht um mich, benedict mir mein Glück!“

Und wie Theodor Körner, so haben ja auch viele unserer jungen Helden das alte Griechenwort wahr gemacht: „Wen die Götter lieben, den rufen sie früh zu sich“.

Vom Lichte ewiger Jugend umflossen, so stehen alle jene Helden vor uns, die in der Sage und in der Geschichte den Heldentod gefunden haben. Sie sind unsere idealen Helden geworden: Neben sie treten nun unsere jungen Brüder und Freunde, die in diesem Kampfe fürs Vaterland gefallen sind. Sie bleiben zeitlos jung, wir altern!

7 „Deutschland, Deutschland über alles“, mit diesem Gesang sind unsere herrlichen Freiwilligenregimenter jauchzend in den Kugelregen von Langemarck gestürmt. Hört es heraus! „Über alles“! Auch über den Tod! - und der Tod wird verschlungen in den Sieg. Aus ihrem Heldensterben wird entspringen ein neues, ein schöneres Deutschland. Sie haben es sozusagen gesät mit ihren Leibern. Die Saat wird reifen, der Garbentag wird kommen!

Ja, welcher Art ist denn aber diese Saat, die da unter uns reifen soll? Welches ist denn die Ordnung der Dinge, für die unsere Helden ihr Blut freudig verspritzt haben? Welches ist die Ordnung der Dinge, die einst über ihren Gräbern blühen soll? War es etwa die wirtschaftliche Ordnung der Dinge, um die allein jener gewaltige Weltkrieg der Völker tobte? Haben wir wirklich so viel Leben dahingegeben, nur um wirtschaftlich sicherer und besser dazustehen? Oder, wie es in jenem Schlagwort hieß, um uns einen Platz an der Sonne zusichern?

Nun, wenn es darum allein ging, dann war das gewaltige Ringen wahrlich nur das Ende eines Konkurrenzkampfes rein äußerer, wirtschaftlicher Kräfte, und wenn wir in einem solchen Kampf unterlegen sind, so hat uns verdientermaßen das

¹ Offenbarung Joh. 14.13

Geschick des wirtschaftlichen Spekulanten ereilt, der in seiner zügellosen Gier nach Gewinn das Augenmaß für seine Kräfte verloren hat, als diese endlich versagten, alles auf eine Karte setzte und, da auch dies dann fehlschlug, als Bankrotteur zusammenbrach, haltlos im Äußeren wie im Innern.

8 Doch nein, nein, tausendmal nein, für eine rein wirtschaftliche Ordnung der Dinge sind wir ja 1914 nicht in den Kampf gezogen, dafür sind unsere Helden, die hier auf der Schulbank gesessen haben, nicht gefallen! Wohl ist es für ein Volk eine ungemein wichtige Aufgabe, wie es sein Wirtschaftsleben gestaltet. Die Unterhaltung unseres äußeren Lebens, die Sorge um Nahrung, Wohnung und Kleidung, die Förderung der Gütererzeugung und die Regelung des Verbrauchs, das sind Dinge, die mit ihren Auswirkungen weit in die feinsten Verzweigungen auch des kulturellen Lebens hineinreichen und deren Vernachlässigung sich daher bitter rächt. Aber wehe dem Volk, das sich dieser rein äußeren, wirtschaftlichen Aufgabe allein hingibt! Nach kurzem Aufblühen seiner physischen Kräfte erfolgt sein geistiger Tod.

Und wie hat sich unser Zeitalter mit dieser äußeren, mit dieser wirtschaftlichen Aufgabe abgefunden? Nun, diese Aufgabe wurde nach und nach für die meisten unseres Volkes die Haupt-, ja die einzige Aufgabe ihres Lebens. Und hemmungslos ließ schließlich nahezu unser ganzes Volk, geblendet von dem stolzen Ziel, eine im Wirtschaftsleben führende Weltmacht zu werden, seine Seele überwuchern von diesem wirtschaftlichen Geist, der seit den sogenannten „Gründerjahren“ wie eine verheerende Seuche unter uns hauste. Immer mehr vergaß der Deutsche seine wahre Sendung. Zwar wurde er reicher und reicher an äußeren Gütern, aber ärmer und ärmer wurde er an inneren, er geriet in geistige und ethische Armut und Not.

Nicht zu verurteilen ist der Geist maßvoller wirtschaftlicher Besonnenheit, den auch jeder einzelne von uns betätigen und sich wahren muss, wohl aber der heute umgehende Ungeist händlerischer Verkommenheit, der keine anderen wertvollen Belange kennt als solche, um die sich nach Heller und Pfennig markten und feilschen lässt. Jener Ungeist, der da notwendig erwachsen musste aus der Trugauffassung, dass die Geschichte der Völker allein von wirtschaftlichen Erwägungen, von Absatzgebieten oder von Klassen- und Lohnkämpfen bestimmt wird oder auch aus der Trugauffassung, für die es nur sichtbare Güter gibt, die man rechnen, wägen und messen kann.

9 Nein, für eine solche äußerer Ordnung der Dinge sind unsere Helden nicht gefallen, sie nicht, die hier bei uns durch die Schule eines Plato und Christus, eines Luther, Kant, Fichte, Goethe und Schiller gegangen sind. Sie sind nicht gefallen für die Ordnung eines toten Materialismus, der da lehrt, es gebe nichts auf Erden als die seelenlosen, mechanischen Gesetze, nach denen ewig die gleichen Stoffe in blindem, sinnlosem Spiel zwecklos hin und her geschoben werden.

Nein, sie haben uns vielmehr in ihrem Kämpfen, Siegen und Sterben gezeigt, wie die Dinge anders zu ordnen sind, wie das deutsche Volk zum Sieger wurde und

wieder werden kann, wenn es sich sein Leben nach ihren Grundsätzen wieder neu ordnet. Das Gesetz, das unser Leben wieder ordnen soll

„...ist nicht da draußen, da suchte es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“²

Oder wie ein anderer Großer im Geist uns mahnt:

„Sofort nun wende dich nach innen!
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag!“³

10 Der Ordnung der Dinge also, die sich ihre Grundsätze von der nach außen gerichteten Begehrlichkeit vorschreiben lässt, tritt eine Lebensgestaltung von einem inneren Zentrum gegenüber. Ja, bewusst werden müssen wir uns wieder der schlichten Grundgedanken des deutschen Idealismus, der unsere gefallenen jungen Helden beseelte, als sie zum Teil noch von der Schulbank hinausstürmten zum Kampf. Ihr Heldentum, ihre Siegkraft, ihre Arbeits- und Opferfreudigkeit und all ihr Dulden und Ertragen konnte nur geboren werden aus der lautereren, liebeglühenden und glaubensstarken deutschen Seele, aus dem deutschen Idealismus, den die Besten unseres Volkes zu allen Zeiten vorangetragen, den sie in Liedern verherrlicht und den sie in Taten gelebt haben und sich durch nichts verkümmern ließen, den wir hier lehren und den wir hier weiter lehren werden. Aber dieser Idealismus muss auch wieder im ganzen deutschen Volk thronen und leuchten! Und „es ist kein Ausweg: Wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung“⁴.

11 Bewusst werden müssen wir uns wieder der wahren deutschen Sendung, eine Kultur der Innerlichkeit zu schaffen und einen solchen Lebensstil all den tausendfachen äußeren Hemmungen gegenüber tatkräftig durchzusetzen. Ja, der deutsche Idealismus, der als haltlose Schwarmgeisterei so oft missverstanden und verspottet worden ist, der hat sich letzten Endes zu bewähren als die rücksichtslose Forderung, der unbeugsame Wille, die entschlossene Tat, aus dem endlosen Strome der Vielzuvielen endlich hervorzutreten, aus dem Strom jener, die dem äußeren Erfolge als dem Trugbilde eines Lebensziels nachjagen und von dem Scheinwesen des so genannten „Fortschrittes“ sich getragen und getrieben fühlen. In den Mittelpunkt unseres Lebens ist wieder zu stellen, was die sogenannten modernen Menschen allerdings als längst „überwundene“ Dinge oft belächeln: das selbständige, unbestechliche Gewissen, das dem edlen Menschen die „Sonne seines Sittentages“⁵ ist; gläubiges Aufschauen zu dem Ewigen, der sich in uns und um uns offenbart; maßvolles Sichbescheiden den weiten Zusammenhängen gegenüber, in

² aus Schillers Gedicht „Die Worte des Wahns“

³ aus Goethes Gedicht „Vermächtnis“

⁴ Fichte, „Reden an die deutsche Nation“, Schluß der 14. Rede von 1808

⁵ s. Anm. 3

die der Einzelne sich eingeordnet weiß; Vertrauen auf das Führertum, zu dem be-
gnadete Menschen berufen sind; Ehrfurcht vor kulturschöpferischer Tat; Hingabe
an das, was als der letzte Sinn des Lebens und der höchste Gehalt alles Gesche-
hens über uns steht.

12 Und das alles sind Ideale, die nicht neu sind. Das alles hat ja deutsches Fühlen
und Forschen aus tiefen Schächten längst zutage gefördert, das alles hat eine nur
zu oft vergessene und schamlos verleugnete Überlieferung uns als Erbe anvertraut
- das alles haben unsere jungen in ihnen noch ganz lebenden Kämpfer und Helden
da draußen uns neu erstritten. Haben wir das aber erkannt und erfasst und nehmen
wir es ernst mit unserer Nachfolge und mit dem Verständnis des Opfers unserer
gefallenen Helden, dann war ihr Sterben für diese ihre deutschen Ideale nicht um-
sonst, denn dann starben sie für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem
Tode über ihren Gräbern noch blühen wird, dann war, was als ein gewaltiges Ge-
schehen über Europa hinwegging, eben doch kein Unterliegen des deutschen We-
sens, sondern ein Sieg. Dann wird die Untergangsstimmung, in die viele sich jetzt
verlieren, einer Morgenröte weichen, die strahlender als je zuvor über dem
Abendlande aufgeht.

Allerdings ist es dazu nötig, dass ein jeder von uns diese Erkenntnis erlebt wie
sein Damaskus; dass ein jeder von uns dessen inne wird, dass auch er zu Höherem
berufen ist. Und da treten heute unsere Helden vor uns hin, sie, die für diese Ord-
nung des deutschen Idealismus gekämpft haben und gefallen sind, und sagen uns:
„Das hab ich für dich getan. Und was tust du? Sollen wir den Kampf, den wir für
das deutsche Wesen geführt haben, denn wirklich verloren haben, da du unsere
Fahne verlässt? Sollen wir wirklich tot sein? Oder sollen wir mit dir leben und
weben, als Weggenossen dir zur Seite gehen und deine Hand nicht mehr lassen
aus der unseren?“

Nun, ich denke, wir wollen unsere Gefallenen nicht lassen, wir wollen den Weg
ihrer Lebensordnung Hand in Hand mit ihnen gehen, wir wollen Schulter an
Schulter mit ihnen kämpfen dafür, dass sich das wahre deutsche Wesen in seiner
schlichten Einfalt und stillen Größe, in seiner tiefen Innerlichkeit und in seinem
hohen Seelenadel durchsetzt, unser Volk wieder genesen macht und nach ihm,
was sonst noch der Genesung fähig ist.

13 Und ist das nicht ein Ziel, wie wir es uns nicht wunderbarer und herrlicher
vorstecken und erhoffen können? Ein Ziel, das wie kein anderes den Willen an-
spannt, Mut und Kraft aufrecht erhält, so wie wir es gerade jetzt, in dieser ziel-
losen, zerrissenen Zeit brauchen? Ein Ziel, so unendlich erhaben und doch so
greifbar nah: Liegt es uns doch jeden Tag vor der Hand, jede ehrliche Arbeit,
jedes wahre Wort, jede Überwindung von Selbstsucht und Mattheit liefert ihren
Beitrag zu diesem Werk. Und es ist eine einheitliche, in sich geschlossene Auf-
gabe und doch von übersehbarer Mannigfaltigkeit in der Anwendung. Was der
regierende Minister denkt, muss auch der geringste Tagelöhner in seinem Tun
zeigen, der Beitrag der fleißigen ehrlichen Magd ist genauso unentbehrlich wie

der des geistvollen Predigers. Ja, auch der Anteil des Schülers ist nicht gering, der da seine Aufgaben gewissenhaft anfertigt.

Und es ist ein ganz innerliches, ein unsichtbares Ziel: Seele und Gemüt unseres Volkes sollen erneuert werden, sollen mit Gemeinsinn, mit Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, mit Reinheit und Ehrfurcht, mit Einfachheit und Fleiß erfüllt werden, mit lauter Gütern, die auf keiner Waage gewogen und auf keiner Börse gehandelt werden. Und doch ein Ziel von ganz unberechenbaren, äußeren Wirkungen: Reinheit an Körper und Seele liefert uns ein in Zukunft starkes Sieger- und Arbeitsschlecht, Fleiß hilft uns alles Verlorene wieder ersetzen, Gemeinsinn hilft uns hundertmal besser als alle Zwangswirtschaft unser Volk ernähren und mit allem Nötigen versehen.

14 Ja, allerorten wird dann aus dem, was jetzt wüst danieder liegt, Neues und Lebensvolles hervorbrechen. Kommen wird es dann wieder, dass einer zum andern in reinem Vertrauen, mit ehrlicher Achtung und mit Liebe redet; dann wird auch im Streit politischer Überzeugungen sich weniger Hass und mehr Verstehen aussprechen. Kommen wird es dann auch wieder, dass wir uns mit schlichter Selbstverständlichkeit in eine einfachere Lebensführung fügen, in der wir alle Nöte durch Bescheiden unserer Ansprüche überwinden; dann werden wir auch anspruchslos unsere Freude wieder finden an all dem Schönen und Edlen, was Gott uns so freigiebig da draußen in der Natur und da drinnen im Menschen beschert hat. Wir werden in tiefer Innerlichkeit wieder unsere Feste feiern. Und unser Gebet wird wieder Inhalt empfangen, unsere Gedanken werden näher und gesammelter um das Hohe über uns kreisen.

Ja, die neue Ordnung, die neue Lebenshaltung wird unerschöpflich sein in der Fülle dessen, was „vom Zentrum da drinnen“ ausgestaltet werden will und neu werden kann. Und die Wegbereiter hierzu sind uns geworden: unsere Gefallenen; sie haben den Weg begonnen, auf ihn rufen sie uns; sie sind auf ihm und für ihn kämpfend gefallen; wohlan denn, treten wir an ihre Stelle und führen den Kampf zum Sieg! „Gedenket eurer Führer, die euch das Wort Gottes verkündet haben; ihr Ende sehet an und ihrem Glauben folget nach!“ So ermahnt ein altchristlicher Lehrer⁶ seine Gemeinde; so wollen auch wir uns in dieser Stunde mahnen. Unsere Helden sind für uns in den Tod gegangen, denn sie haben uns mit der Tat die wahre Ordnung der Dinge, das Wort Gottes bezeugt, das Wort von Gemeinsinn und Bruderliebe, von Zucht und Gehorsam, von Opferwilligkeit und Treue bis in den Tod, und vor allem das Wort vom Glauben, vom Glauben an eine schönere Zukunft unseres Volkes. Diesem Glauben wollen wir nachfolgen. Und ist es auch zunächst noch nicht der Glaube wieder an ein größeres, machtvolleres, reicheres Deutschland, so ist es zunächst doch der Glaube an Einheit und Brüderlichkeit, an Fleiß und an Tüchtigkeit, an Innerlichkeit und an Frömmigkeit. Ja, an dieses Deutschland wollen wir glauben, für dieses Deutschland wollen wir arbeiten, leiden und streiten mit den Waffen des Geistes gegen jede Art von Selbstsucht und Ungerechtigkeit, gegen jede Art von Müdigkeit und Verdrossenheit.

⁶ Paulus, Hebräer 13.7

15 Nicht der leidenschaftlich heiße Schmerz des Verlustes, nicht der trostlose Schmerz des täglich neuen Vermissens soll das Andenken an unsere Toten heilig halten, sondern das Gelöbnis, dass wir in ihrem Sinne weiter leben wollen, im Gedenken ihrer Treue treu, im Gedenken ihrer Güte gut, im Gedenken ihres Fleißes fleißig, im Gedenken ihrer Rechtschaffenheit wahrhaftig und ehrenhaft, im Gedenken ihres Opfertodes dankbar der Leiden, die sie ertragen mussten. Das ist auch unserer Gefallenen letzter Wille. Wenn wir dies Vermächtnis heilig halten, sind sie nicht umsonst gefallen.

„Es rufen von drüben die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten!
Hier winden sich Kronen in ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Den Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.“⁷

16 Unsere Schule aber soll ein Tempel des Gedächtnisses an unsere gefallenen Helden sein. Als größeres Zeichen wird uns täglich an sie erinnern das Denkmal dort unten im Vorgarten, dass wir jetzt enthüllen wollen. Treue Liebe der Angehörigen, treue Kameradschaft der früheren und jetzigen Lehrer und Mitschüler hat es errichtet als Zeichen der Dankbarkeit, des Stolzes und der Mahnung. Nicht, dass wir der äußeren Zeichen bedürfen. Denn wer durch diese Zeit gegangen ist, dem sind ihre Runen dauernd im Angesicht und im Herzen eingegraben. Aber es kommen neue Geschlechter. Wenn sie hier in unserer Schule deutschen Geist und deutsche Gesinnung gelernt haben, soll dieses Zeichen ihnen dauernd in die Seele rufen, welche Helden der Tat auch einst das Corvinianum ausgesandt hat, auf dass die deutschen Ideale ewig lebendig bleiben, dass Kraft aus dem Tode unserer Helden stark emporquelle und einstmals der Tag komme, wo der Glaube unserer Helden sich doch verwirklicht!

Deutschland, Deutschland über alles!

Dazu helfe aber der allmächtige Gott! Zu ihm wollen wir daher flehen in dieser ernstesten Stunde: „Herr Gott, himmlischer Vater, lass dein deutsches Volk nicht untergehen, lass es in dem Kampfe um seine höchsten Güter nicht versagen! Lass den Heldengeist unserer Toten in unsere Herzen niederströmen, damit wir Mut und Kraft gewinnen und vor allem den Glauben, dass es auch aus diesem Niedergang wieder ein Aufsteigen gibt und dass unser Volk doch noch einmal ein edles Führervolk wird. Dazu, Herr, mach uns frei! Amen.“

⁷ Goethe, Symbolon, Ein Freimaurergedicht (1813)

Anhang 3

Das Verhältnis Jesu Christi zum jüdischen Volkstum

Vortrag, gehalten in einem Kreise gelehrter Freunde
Februar/März 1937 in Göttingen

1 Kaum eine Frage der Bibel bewegt heute die Gemüter so sehr wie die Frage nach dem Verhältnis Jesu Christi zum Judentum und was damit im engsten Zusammenhang steht, wie die Frage nach dem Verhältnis vom Judentum zum Christentum. Um aber diese Frage überhaupt verstehen zu können, muss man wissen, woher sie kommt. Ein Doppeltes kann als Quelle genannt werden. Der Krieg hat uns mit jähem Schrecken aus dem Traum eines allgemeinen Weltbürgertums herausgerissen. Wir sehen plötzlich, dass die Welt nicht nur aus „Menschen“ besteht, sondern aus Völkern, und dass diese Völker ein ganz verschiedenes Gepräge haben. Der Krieg hat dann zumal unser Volk aufgerufen, sich auf sich selbst zu besinnen. Was bei anderen Völkern, etwa Franzosen, Amerikanern, auch Polen und Tschechen, längst vor dem Kriege geschehen war, dass sie nämlich das nationale Wesen zielbewusst erkannt und gepflegt hatten, das setzte bei uns erst nach dem Kriege ein und auch da erst sehr langsam und allmählich.

Die Revolution, die dem Kriege folgte, überlagerte während einiger Jahre das allgemeine Empfinden so sehr, dass es aussah, als ob gerade in Deutschland das internationale Weltbürgertum das Ergebnis des Krieges sei. Da kam plötzlich der Rückschlag. Leise hatte es von Anfang an in ungezählten Quellen gerieselt; in Stadt und Land hatte sich vom Tage der marxistischen Revolution an die Empörung gegen diese blinde Tat gemeldet, aber alle diese Strömungen schienen wie vereinzelt zu sein, bis sie sich plötzlich sammelten und nun als große deutsche Bewegung durch die germanische Welt brausen.

Ausdrücklich möchte ich bemerken, dass ich hierbei noch nicht an eine bestimmte „Partei“ und ihre besondere „Bewegung“ denke, sondern an jene Tatsache, die erst die Möglichkeit zu Parteien und Bündnen gibt, dass nämlich aus dem Herzen des Volkes frei heraus eine mächtige Bewegung aufgesprungen ist, die Bewegung des deutschen Gefühles, des deutschen Gedankens. Nichts aber ist berechtigter als diese Erhebung. Der Krieg wäre unser Todesschicksal geworden, wenn sich nicht das deutsche Bewusstsein aus seinem Leide gereinigt erhoben hätte.

2 Wir alle freuen uns über dieses Erwachen des deutschen Bewusstseins. Aber - und das muss nun sehr ernst gesagt werden! - diese Welle, die vom Vaterlandsgedanken aus durchaus zu begreifen und zu begrüßen ist, greift, wie es ja so manches Mal, und zwar gerade bei den Deutschen, gern der Fall ist, über ihr Bett hinaus und überflutet Gegenden, in denen sie nichts zu suchen hat: Ich meine damit vor allem das religiöse Leben. Die nationale Bewegung will in ihren sie jetzt führenden Kreisen auch das religiöse Leben ganz mit sich fortreißen. Man will hier

eine „deutsche“ Religion, einen „deutschen“ Gott und fühlte sich plötzlich vom Deutschtum her im Widerspruch zum Christentum, und zwar ganz besonders deswegen, weil dieses, wie man sagt, jüdisch verdorben sei. Der Semit, der Jude aber gilt als der hauptsächliche Feind des deutschen Wesens, und jüdische Religion gilt als dasjenige, was unter Umständen abzulehnen ist. Im Christentum aber findet man, wie man glaubt, eine Fülle jüdischer Gedanken und Kräfte, und mit Leidenschaft sagt man deshalb dem Christentum den Kampf an, soweit und weil es jüdisch durchsetzt zu sein scheint.

Die religiöse Frage in diesem Kampf ist nun die, ob und wie weit das Christentum mit dem Judentum verbunden ist und ob es aus ihm gelöst werden kann. Viele bejahen diese letztere Möglichkeit durchaus, andere dagegen verneinen sie rundweg, verwerfen also mit dem Judentum das ganze Christentum. Wo man aber nicht so weit geht, da sucht man wenigstens das Jüdische aus dem Christentum auszuschalten und tut das, indem man vor allem das Alte Testament verwirft. Hierbei bemüht man sich vor allem darum, nachzuweisen, dass Jesus selbst gar kein Jude gewesen sei, ja, dass das Christentum in seinen letzten und höchsten Wahrheiten geradezu im Gegensatz zum Judentum gestanden habe; das Christentum sei letztlich aus arischem (germanischem) Wesen entsprungen.

3 Für diese Behauptung war eine wissenschaftliche Unterbauung nötig, und auch diese bot sich bald. Geschichtliche Forschungen schienen die Möglichkeit zu geben zu der Annahme, dass Jesus selbst Arier gewesen sei. Auf verschiedene Weise ist der Beweis versucht worden. Das wichtigste Mittel ist der Hinweis auf die Geschichte des syrisch-ephraimitischen Krieges. Zwei Völker, Syrien und Israel, verbanden sich damals miteinander, um gemeinschaftlich gegen das kleine Reich Juda zu ziehen. (Statt „Israel“ sagte man damals gern „Ephraim“, da Ephraim der stärkste Stamm des Reiches Israel war; und der Krieg wurde nach den zwei Bundesgenossen benannt, die in überwältigender Übermacht gegen das kleine Juda zogen.) Der Krieg wurde der Untergang dieser beiden Reiche. Juda verbündete sich nämlich mit der Großmacht Assur - und Assur vernichtete sowohl Syrien wie Israel. Die Israeliten wurden in die assyrische Gefangenschaft geführt und sind in Assur untergegangen. Israeliten in rassisch-staatlichem Sinne gibt es also überhaupt nicht mehr; sie sind im Jahre 722 vor Christi Geburt aus der Geschichte verschwunden. Sie wurden Assyrer und mit diesen vernichtet, als etwa nach 100 Jahren die neu entstandene Großmacht von Jung-Babylon auch dem assyrischen Reich das Ende bereitete.

Damals nun, als die Israeliten nach Assur verschleppt wurden, wie uns das ja auch die Bibel erzählt, verpflanzten die Assyrer fremde Völker in die Gegenden Israels, die sich mit den kleinen Resten der zurückgebliebenen Israeliten vermischten und das Volk der später so genannten Samariter, das der Galiläer und anderer bildeten. Und nun setzt eben die Behauptung ein, dass Jesus Arier gewesen sei. Man nimmt nämlich an, dass unter diesen neu angesiedelten Völkern arische Stämme gewesen seien, so dass also Jesus aus arischem Blute entsprossen sein könnte, da er seinem Denken nach grundsätzlich anders gewesen sei als die Judenschaft. Jesus also ein Arier und nicht ein Jude! Stimmt diese Behauptung?

4 Die Frage ist längst beantwortet, und zwar zunächst von Jesus selbst, dann von den Evangelien und schließlich auch von einem so freien Manne wie dem Apostel Paulus. Die Antwort aber war immer eine doppelte: ein Ja und ein Nein! Und nur beide Antworten nebeneinander, das Ja und das Nein, geben die Wahrheit. Jedes für sich würde zum Irrtum führen.

Betrachten wir zunächst das Ja! Die Evangelien des Matthäus und Lukas geben uns beide in ihrem Anfang einen Stammbaum Jesu, und beide Stammbäume führen über David zu Abraham, der des Lukas sogar bis zu Adam. Beide aber sollen die davidische Abkunft Jesu beweisen. Da sie aber beide bis zu Joseph führen, so wäre der Beweis hinfällig, wenn nicht Joseph Jesu Vater wäre. Es ist längst vermutet worden, dass ursprünglich einmal der Schluss des Geschlechtsregisters gelautet haben muss: „Joseph aber erzeugte Jesum.“ Und diese Vermutung ist ja auch überraschend bestätigt worden. Im Anfang des Jahrhunderts nämlich wurde im Katharinenkloster am Sinai eine syrische Evangelienhandschrift entdeckt, die älteste aller vorhandenen. Und hier lautet der Schluss in der Tat noch nicht wie heute in Matthäus 1,6: „... Jakob erzeugte Joseph, den Mann Marias, von welcher ich geboren, Jesus, der da heißt Christus“, sondern er lässt noch deutlich als ursprüngliche Form durchblicken: „Joseph erzeugte Jesum“. So ist auch die ursprüngliche Auffassung. Jesus ist der Sohn Josephs. So heißt er. So kennt ihn jedermann in Nazareth. Und jene Stammbäume sind, wie erst neue hochwichtige Untersuchungen uns gezeigt haben, ganz ernst zu nehmen; sie sind ohne Zweifel ein Erbgut aus der Familie Jesu selbst. Die Familie Jesu war sich also dessen bewusst und hielt es fest, dass sie aus Davids Geschlecht stammte - und damit auch Jesus, dem Leibe nach!

5 Und nun das irdische Leben Jesu! Wie dieses ganz im Umkreis des jüdischen Volkes verlief, über die Beschneidung und Darstellung im Tempel hinweg bis zu seinem Kreuz vor den Toren Jerusalems, das wissen wir alle. Wissenswert ist aber auch dieses, dass Jesu Familie, insbesondere seine Brüder und andere Verwandte, noch fast ein Jahrhundert nach dem Tode Jesu die Führung der jungen christlichen Gemeinde auf jüdischem Boden in der Hand hatten, allen voran der Bruder Jesu, Jakobus. Freilich, auch ihr Schicksal ist traurig genug gewesen; das Judentum hat auch sie verstoßen und ausgeschiedenen: Die von der Familie Jesu geführte judenchristliche Kirche ist zu Grunde gegangen. Aber immerhin, Jesu Familie wusste sich zur religiösen Führung im jüdischen Leben berufen, gerade als die Blutsverwandten Jesu.

Ziehen wir noch ein weiteres Zeugnis heran, und zwar selbst [?] aus dem Evangelium Johannis. Mit aller Kraft hebt Johannes im Eingang seines Evangeliums hervor, dass Jesus, indem er zu den Juden gekommen sei, „in sein Eigentum gekommen sei und dass ihn seine eigenen Leute nicht aufgenommen hätten“. Selbst also nach diesem Evangelium ist Jesus jüdischen Blutes gewesen, allerdings gerade auch hier: nur dem Leibe nach!

Nicht anders wussten es alle anderen, die mit Jesus zusammen waren. Selbst Paulus betonte das; und seine Stimme muss hier besonders beachtet werden. Denn er hat ja gerade den einzigartigen Freiheitskampf geführt, der das Christentum endgültig vom Judentum löste. Paulus ist es doch gewesen, der zum Apostel nicht von dem irdischen Jesus berufen wurde, sondern erst von dem auferstandenen. Für Paulus war also die andere Seite an Jesus, auf die wir noch zu sprechen kommen, allein das Entscheidende. Und doch sagt auch er in der allen ja bekannten Einleitung seines Römerbriefes, dass Jesus „aus dem Samen Davids“ gewesen sei, allerdings nur nach dem Fleische.

6 Kurz, alle Zeugnisse, wie man sie nur finden kann: Jesu eigene Zeugnisse wie die seiner Feinde und seiner Freunde, bestätigen immer nur das eine, dass er jüdischen Blutes war. Und doch ist dies nicht die ganze Wahrheit. Dieses „Ja“ kann nicht genügen. Und es ist etwas durchaus Begreifliches, wenn sich heute eine mächtige Bewegung dagegen wendet, Jesus nur als Juden zu sehen.

Dieser Widerspruch ist begründet, ja, er ist notwendig, vor allem der bis vor kurzem noch modern gewesenen Wissenschaft gegenüber. Unsere historisch-kritische Wissenschaft nämlich hatte allmählich alles Göttliche an Jesus geleugnet; ihr war die Gestalt Jesu zu der eines bloßen Menschen zusammengeschrumpft. Und da dieser Mensch natürlich nur ein Jude gewesen sein konnte, so schien in der Tat das ganze Gedankengut Jesu nur ein jüdisches zu sein. Niemals hat sich erschütternder gezeigt als gerade der Person Jesu Christi gegenüber, wie unmöglich diese Anschauung, wie durchaus ungenügend ihre anscheinend so sichere „wissenschaftliche Begründung“ war. Die theologische Wissenschaft weiß heute wieder weithin - was die christliche Kirche in ihrem Bekenntnisse immer bekannt hat - dass Jesus mehr war als nur ein Mensch.

Sein Wesen ist nicht aus seinem Volkstum herzuleiten! Sein innerstes Leben stammt aus einer anderen Welt, stammt aus der Ewigkeit Gottes! Und so bezeugt es auch Jesus selbst. Er versichert uns mit heiligem Ernst, dass sein Leben nicht „sein“ sei, sondern „des, der ihn gesandt habe“. Er wagt es, der Welt die unerhörte Behauptung ins Gesicht zu sagen, dass er vom Vater im Himmel ausgegangen sei. Im dritten Kapitel des Johannesevangeliums lesen wir, wie Jesus dem Nikodemus ganz offen sagt, dass er „von oben“ gekommen sei. Jesus, der das immer wieder verkündet, bezeugt es zum Schlusse noch einmal, sowohl vor Pilatus wie vor dem Hohen Rate. In einem Namen aber kommt diese Tatsache zum klarsten Ausdruck: darin, dass Jesus Christus „der Sohn Gottes“ genannt wird und selber seine Jünger zu dieser Erkenntnis gebracht hat. Von Gott also, unmittelbar aus der Ewigkeit, hat Jesus sein Leben genommen.

Auch Paulus hat das immer wieder mit unvergleichlicher Kraft ausgesprochen, am schönsten vielleicht im zweiten Kapitel des Philipperbriefes, wo er schildert, wie Jesus, obwohl er reich war - nämlich in der himmlischen Welt -, es doch nicht verschmäht habe, arm zu sein auf Erden, um unseretwillen. Unzählige Stellen ließen sich sonst noch zum Beweis dieser Behauptung anführen! Jeder der Leser kann weitere Zeugnisse finden für diese Grundtatsache des Christentums, dass Je-

sus eben nicht „von Fleisch und Blut“ sein innerstes Leben nahm, sondern von Gott.

7 Das Entscheidende im Leben Jesu ist eben nicht das Rassistische, sondern das Geistige; und das stammt von Gott. Auch in einem wunderbaren Glaubenssatze kommt das symbolisch zu ergreifendem Ausdruck. Es ist der Satz von der Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria. Mit den Lehrsätzen der Kirche geht es sehr merkwürdig zu. Manche stehen Jahrhunderte gleichsam im Dunkeln, und es scheint, als ob sie keine besondere Bedeutung für das Glaubensleben hätten; aber dann kommen plötzlich Zeiten, in denen sie aufleuchten und [in denen] man spürt, warum sie der Christenheit gegeben sind. So verhält es sich mit dem Satz von der Geburt Jesu durch die Jungfrau Maria. Noch im 19. Jahrhundert konnte ein solcher Satz, wenn nicht überhaupt unmöglich, so doch gleichgültig erscheinen. Heute fühlen wir, was in ihm beschlossen liegt. In ihm eben kommt zum Ausdruck, was man das Grundgeheimnis des Lebens Jesu nennen könnte: Jesus eine Neuschöpfung des Vaters, ganz anders geschaffen wie die anderen Menschen, vergleichbar nur der Erschaffung des ersten Menschen. Kein anderer als Paulus hat diesen Vergleich gezogen. Er stellte Jesus und Adam [einander] gegenüber. Paulus zeigt uns, dass, wie von Adam Sünde und Tod gekommen seien, so von Jesus her Gnade und Liebe Gottes und ewiges Leben.

8 Jesus also Sohn Gottes in Ewigkeit - und doch geboren von Maria, der Frau aus jüdischem Blute, aus königlichem Geschlechte. Dies ist dem Christen eine heilige Wahrheit. Sie ist für ihn von großer Wichtigkeit, ganz besonders auch, wenn wir die Frage nach dem Volkstum aufwerfen. Was bedeutet denn das für uns, dass Jesus seiner irdischen Erscheinung nach gerade aus dem jüdischen Volke stammt? Die Heilige Schrift gibt darauf die Antwort. Man kann sie kurz in die Worte fassen: Gerade dadurch wird klar, dass Jesus ein Geschenk Gottes an die Welt, der verheißene Heiland ist, der die Welt rettet. Nur das jüdische Volk barg eine solche Heilandserwartung in sich, dass hier der kommende Heiland den Boden für sein Wirken vorbereitet fand. Zwar haben auch andere Völker eine Heilandserwartung gehabt. Die Religionsgeschichte zeigt uns, dass durch viele Religionen, und zwar eben in dem Jahrhundert Jesu, eine große Heilandserwartung zog. Wie weit diese Erwartung aus dem Judentum übernommen ist, muss wohl im Einzelnen noch untersucht werden. Die Tatsache jedenfalls steht fest, dass man in allen großen Religionen mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden war, an eine neue Ordnung der Dinge glaubte und irgendwie einen Heiland sich erwartete. Aber wie verworren und ganz in Vielgötterei verwoben waren doch diese Erwartungen in den außerjüdischen Religionen! Eine klare Form hat das Hoffen auf den kommenden Heiland erst in der jüdischen Religion erhalten. Und das ist und bleibt nun einmal ihre Größe! Die Religion dieses Volkes steht doch turmhoch über dem religiösen Empfinden alle anderen Völker jener Zeiten.

Man bedenke doch nur folgendes: Abraham ist ca. 2000 vor Christi Geburt bereits ein überzeugter Anhänger des Glaubens an (den) einen Gott. Moses lebte ca. 1500 v. Chr. und war bereits so tief in die Erkenntnis Gottes eingedrungen, dass er das ganze sittliche Leben auf den Glauben an (den) einen Gott festlegte. Um 750 nun

gar, fast als etwa Rom erst gegründet wurde, da haben bereits so bedeutende Propheten wie Amos und Hosea gelebt und gewirkt. Mit der Zerstörung Jerusalems ist die große Zeit der Propheten im jüdischen Volke abgeschlossen, in einer Zeit also, in der die antiken Völker noch himmelweit von der großen Erkenntnis des einen Gottes entfernt waren.

9 Freilich, eines muss hier sofort einschränkend hinzugefügt werden: All diese große Erkenntnis nämlich war immer nur Sache kleiner Kreise innerhalb des jüdischen Volkes; die große Masse hat immer und immer widerstrebt. Das jüdische Volk selbst hat seine geistigen Führer nicht verstanden, hat seine Propheten verworfen und gesteinigt. Nicht ernst genug kann man darauf hinweisen, dass es gilt, diese beiden Linien auseinander zu halten: die jüdische Volksreligion und die prophetische Gotteserkenntnis. Welch einsames Leben haben die Propheten geführt! Wie ist es fast ständig ihr Schicksal gewesen, nicht verstanden, sondern vielmehr verworfen zu werden! Je länger, desto mehr werden sie für das Volk ein Gegenstand des Hasses, so sehr, dass Jesus selbst formuliert: das jüdische Volk habe je und je die gesteinigt, die von Gott zu ihm gesandt waren. Die Masse des Volkes wollte durchaus einen anderen Glauben als den der Propheten: Die Masse des Volkes drängte zur heidnischen Religion, wo man bei rauschenden Feiern, im wüstesten Sinnentaumel, in Trunkenheit und geschlechtlichen Ausschweifungen der Gottheit diene. Die Götter des jüdischen Volkes sind nur zu bald Baal und Astarte, Sonne und Mond geworden, und ihr Kult hat das Volk noch mehr begeistert als früher der ägyptische Apis-Dienst.

Die Bibel selbst schildert diese Dinge an vielen Stellen mit erschütternder Trauer. Man lese doch nur, wie etwa ein Elias um sein Volk rang im Kampf gegen dies verwüstende Treiben, wie Amos dagegen auftrat, wie Jesaias seine Zornschaalen über diese im religiösen Gewande verborgenen Gemeinheiten ausgoss, wie Jeremias erbärmlich behandelt wurde, er, der Edelsten einer! Ja, man lese wirklich einmal, was die Bibel, gerade das Alte Testament, über die Juden und ihre geistigen Führer sagte, und man hat das erschütternde Bild vor sich, dass einem Volke das Größte gegeben ist, das gegeben werden kann, eine Schar herrlicher, von Gottes Geist erfüllter Führer - und dass die Masse diese Führer nicht begreift sondern verwirft und tötet: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötetest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind!“, klagt Jesus am Ende seines Lebens.¹ Nur kleine Kreise, nur Stille im Lande haben Gott verstanden und haben ihm gedient - im Geiste und in der Wahrheit. Und an ihre Religion, an dieses Erbe, das nur die Stillen im Lande weitergaben, knüpft Jesus an und nicht an die Volksreligion. Die jüdische Volksreligion findet ihre Fortsetzung in den Priestern und Massen, die „kreuzige“ riefen und in Jesus zuletzt sogar den Heiland töteten. Die prophetische Religion dagegen findet ihre Erfüllung in dem, der willig am Kreuze starb, als Opfer der Torheit und der Sünde der Masse.

10 Damit ist aber auch schon angegeben, welches der Sinn der Tatsache ist, dass Jesus seinen irdischen Lebensgang im jüdischen Volke verlebte. Denn es handelte

¹ Matth. 23.37

sich um die Vollendung, um die Erfüllung einer Linie, die Gott gelegt hat, und die in göttlicher Freiheit nun eben einmal durch das jüdische Volk führt.

Betrachten wir diese Linie genauer, so finden wir, dass Jesus oft davon spricht, dass dieses oder jenes in seinem Leben geschehen müsse, „auf dass die Schrift erfüllt würde“. Jesu Leben ist für sein eigenes Bewusstsein etwas, das durchaus vorgezeichnet und vorherbestimmt war, und zwar durch die Schrift. Es ist überaus merkwürdig, dass Jesus so sein Leben ansah; aber Jesus hat die Dinge so geschaut, und so waren sie. Dieses Leben verlief auf einer Linie, die von der Ewigkeit ausging und in der Zeit auf der Erde in ein Menschengeschlecht sich einfügte, und zwar in das jüdische Volk, und durch dieses hindurch bis zu Jesus lief. Die Schrift also, von der Jesus sprach, ist nicht jeder Buchstabe und jede Geschichte des Alten Testaments, sondern nur das, wo der Wille Gottes offenbar wird, wie er in Jesu Christi Sendung zur Vollendung kam und von Gott in der Geschichte des jüdischen Volkes vorbereitet war. Die heilige „Schrift“ ist so das Spiegelbild des göttlichen Willens geworden, der Niederschlag dieses Willens in der Geschichte und im geschriebenen Wort. So hat Jesus die Schrift verstanden.

Schon als Zwölfjähriger berief er sich ja auf die „Schrift“. Wenn er nämlich im Tempel zu seinen Eltern, die ihn damals angstvoll suchten, sagte, dass „er sein müsse in dem, was seines Vaters ist“, so meinte er damit nicht das Haus, sondern die Schrift, Geist und Gedanken des göttlichen Willens. Und wenn die Eltern dem Knaben Vorhalt machten und ihm sagten, „warum hast du uns das getan?“, so meinten sie nicht nur dies, dass er in Jerusalem geblieben war, sondern eher das andere, dass er als Knabe es gewagt hatte, den Schriftgelehrten mit seiner Schriftauslegung gegenüberzutreten. Denn darum handelt es sich bei der Geschichte des Zwölfjährigen! Jesus hatte mit den Schriftgelehrten über die Schrift und ihre Auffassung ein Streitgespräch gehabt, das die zünftigen Gelehrten entsetzte; wird uns doch ausdrücklich versichert, dass „sie erschrecken“. Auch die Eltern Jesu waren über diesen Freimut ihres Sohnes erschrocken. Jesu Auffassung von der Schrift war also schon damals (in seiner Jugend) eine ganz andere als die der Schriftgelehrten. Kein Wunder deshalb, dass er sich mit 30 Jahren, von seinem öffentlichen Auftreten an, erst recht in dieser Hinsicht von seinem Volk trennte. An der „Schrift“ schon schied sich Jesus von seiner Zeit. Erinnern wir uns nur, wie er in seinen Erklärungen der göttlichen Gebote von den Schriftgelehrten abwich und seinen Freunden zurief: „Ich aber sage euch!“

11 Auch Jesu Schicksal ist durch die Schrift bestimmt gewesen, und zwar so, wie er die Schrift las. Was aber Jesus aus der Schrift herauslas, war, dass er leiden und sterben müsse - etwas, was Schriftgelehrte und Priester nimmermehr der Schrift entnahmen. Diese Führer des Volkes warteten ja bekanntlich auf einen Messias, der in glänzender irdischer Erfüllung die Hoffnung des jüdischen Volkes befriedigen sollte. Jesus aber wusste, dass diese Anschauung trug. Er sah in der Schrift, und zwar vor allem in dem Worte und im Schicksal der Propheten, eine andere Linie vorgezeichnet: Er sah die Linie zum Leiden, zum Tode!

Mit heiliger Hoheit schlug Jesus diesen Weg ein. Schon in der Versuchung, am Anfang seines öffentlichen Auftretens, entschied er sich dafür. Er lehnte dort den Weg irdischer Macht und Herrlichkeit ab und entschied sich für den Weg des Dienstes an der Menschheit in Niedrigkeit und Armut; das ist der Sinn der Versuchungsgeschichte. Am Ende aber seines Lebens musste Jesus dieser Entscheidung die Krone aufsetzen, die Krone der Dornen, die unter Spott und Hohn auf sein Haupt gedrückt wurde. Das also ist die Lebenslinie, die Jesus nach der Schrift vor sich sah, nicht von Menschen gezogen, sondern von Gottes Hand in die Welt gezeichnet; eine Linie, die in die finsterste Nacht des Todes führte. Freilich, ihr Ende hatte sie hier nicht; Jesus wusste mehr als dieses. Er wusste schon lange vor seinem Tode, dass die Schrift noch mehr zu melden hatte als nur Leiden, Tod und Grab. Er wusste aus der Schrift auch das Wort von Auferstehung und ewigem Leben.

Und über dem allen las er aus Gottes Weg die heilige Notwendigkeit dieses Geschehens ab. Bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls sprach er es offen aus, dass dies alles geschehe, wie er zu seinen Jüngern sagte: „für euch!“ Von hier aus kann man nun auch verstehen, warum die Juden das auserwählte Volk genannt werden konnten. Sie sind das auserwählte Volk, nicht deswegen, weil sie etwa in sich besser oder frömmer gewesen wären als die anderen Völker, sondern weil sie durch Gottes freie Wahl aus allen Völkern ausersehen waren, dem Heiland den Weg zu bereiten, ihm den Boden seines Wirkens zu geben. So haben es die Propheten verstanden, so hat es Johannes der Täufer aufgefasst; nicht anders hat es Jesus gewusst. Nur in diesem Sinne haben Männer wie Paulus vom jüdischen Volke als dem Volke der Erwählung gesprochen. Zum Beweis hierfür nur zwei Worte: einmal ein Wort des Täufers Johannes und dann des Apostels Paulus. Beide sind Juden gewesen; aber mit welcher Bitterkeit haben gerade sie sich gegen ihr Volk gewendet, wenn dieses glaubte, rassische oder religiöse Vorrechte anmelden zu dürfen!

12 Zu Zeiten des Täufers - also auch zu Jesu Zeiten, denn beide lebten gleichzeitig - war es eine weit verbreitete Meinung im jüdischen Volke, dass den Gliedern dieses Volkes im Jüngsten Gerichte nichts geschehen könnte, und zwar einfach deswegen nicht, weil sie „Abrahams Kinder“ seien, weil sie also rassisch durch ihr Blut von Abraham abstammten, von dem Manne, dem eine große Verheißung Gottes gegeben war. Mit Stolz nannten sich die Juden „Abrahamskinder“ und glaubten, schon durch diese Blutzusammengehörigkeit mit Abraham vor dem Gerichte gesichert zu sein. Rassischer Dünkel war also tatsächlich in diesem Volk weit verbreitet und wirkte sich unerträglich aus. Mit Verachtung glaubten viele Juden auf die übrigen Völker herabsehen zu dürfen und nannten diese wegwerfend „Gojim“, Heiden. Die Berührung mit diesen Heiden galt als Befleckung, die Ehe mit ihnen schändete. Wir wissen ja, wie die Juden am Karfreitag nicht einmal das Haus des Römers Pilatus betraten, um nicht unrein zu werden. Ja, der Rassen- und Religionsdünkel des jüdischen Volkes war groß, und mit Recht empörte sich die Welt dagegen. Auch Johannes der Täufer wandte sich mit blitzendem Zorn gegen diesen Dünkel der Juden und schleuderte ihnen das zornige Wort ins Gesicht: Sie sollten nur ja nicht glauben, vor dem Jüngsten Gerichte gerettet zu wer-

den, weil sie Abrahamskinder seien; Gott könne sich seine Kinder aus den Steinen erwecken!

Welche Hoheit der Anschauung, von einem Juden dargestellt! Auch für ihn ist der Vorzug der Juden keine rassistischer, auch er ist überzeugt, dass sein Volk nur denselben Weg vor sich hat, der allen Völkern gegeben wird: der demütigen Selbsterkenntnis, der Buße und des Glaubens. Genauso lehrte auch Paulus. Er knüpft an das Worte des Täufers an und spricht es rücksichtslos aus, dass Abrahamskinder nicht diejenigen seien, die dem Blute nach von Abraham abstammten, sondern nur die, die Geist und Glauben eines Abraham hätten. Solchen Glauben aber zu haben, sei Recht und Freiheit eines jeden Menschen, in jeder Rasse.

13 Damit ist nun auch gesagt, wie wir zum Volkstum stehen. Volkstum birgt etwas Göttliches in sich. Völker sind Gedanken Gottes. Wieder ist es die Bibel, und zwar gerade das Alte Testament, das diese Tatsache mit allem Nachdruck betont. Wie empört sich etwa der Prophet Amos darüber, dass andere Völker, heidnische Völker, in Kriegen und Gräueln ungerecht behandelt wurden! Und wie ist Paulus bereit anzuerkennen, dass jede andere Rasse Gott ebenso angenehm ist wie der Jude! Wie oft spricht Paulus es aus, dass vor Gott und dem Evangelium kein Unterschied ist, sondern dass sie da alle gleich stehen, die Menschen, gleichviel, ob einer Grieche ist oder Jude, und einer also zur arischen oder zur semitischen Rasse gehört. Gerade die Bibel zerbricht ja diesen Rassenwahn des jüdischen Volkes und stellt die anderen Rassen als ebenbürtig hin. Nur freilich hebt sie überall mit allem Nachdruck hervor, dass es immer und überall nur auf eines ankommt: auf Buße und Glauben, auf Gehorsam und Entscheidung, und zwar für jede Rasse, für jedes Volkstum.

Blut allein rettet nicht, Blut allein adelt nicht sondern was rettet und adelt, ist die Entscheidung des freien Glaubens zum höchsten Gut hin, zum Reiche Gottes in Jesus Christus.

14 Das meinte Jesus; so will es das Evangelium! Es gibt eine Stelle im Leben Jesu, wo er sich über diese Dinge ganz offen aussprach. Das war damals, als er am Jakobsbrunnen mit einer Samariterin sprach,² also mit einer Frau, die zu einem Volke gehörte, das von den Juden verachtet war. Diese Frau legte Jesus die Frage vor, wo man am besten Gott anbete, auf dem Berge Moriija oder auf dem Berge Garizim. (Moriija war der heilige Berg der Juden in Jerusalem, wo ihr Tempel stand; der Berg Garizim dagegen trug den Tempel der Samariter.) Wo also sollte man am besten Gott anbeten? Jesus gab die bezeichnende Antwort: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“³ Jesus selbst also verkündigt das Ende der jüdischen Religion wie der samaritanischen. Als einst Griechen zu ihm kommen wollten, wies er darauf hin, dass er zuerst sterben müsste wie ein Weizenkorn, das in die Erde fällt, um dann allen zu gehören. Auch den Griechen also, auch der ganzen nichtjüdischen Welt, sollte

² Joh. 4.5

³ Joh. 4.24

sein heiliges Leben gehören. Nur freilich, solange Jesus auf Erden weilte, hielt er sich streng in den Grenzen seines Volkstums; nur im jüdischen Lande predigte er und tat er seine Wunder. Eine Ausnahme nur machte er: damals, als das kanaänische Weib ihn so dringend anflehte.⁴ Nur im Rahmen des jüdischen Volkes vollzog sich sein irdisches Leben! Das ist die Linie Jesu! Er blieb auf dieser Linie, die ihm Gott gezeigt hatte, bis zu dem Tode am Kreuze. Von da an gehörte er und gehört er der Welt. Durch die Auferstehung ist er der Herr der ganzen Welt geworden. Das Kreuz bildet hier den Markstein.

Dem Herrn gegenüber, der den Tod bezwungen und eine Auferstehung gewonnen hat, deren alle Rassen bedürfen, hat der Rassenstreit zu schweigen. Jesus Christus gehört der Welt, und die Welt gehört ihm. Ich meine darum, dass alle Welt allen Anlass hätte, einem Paulus zu folgen, wenn er sich wünscht, dass zuletzt alle Zungen bekennen sollen, dass „Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters“.

15 Aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, dass jedes Volkstum seine eigene, besondere irdische Aufgabe zu erfüllen hat; und davon gilt es noch ein Wort zu sagen. Gerade durch Jesu eigenes Verhalten ist anerkannt, dass auf Erden das Volkstum ein gewichtiges Wort zu sprechen hat. Wie sich Jesus bewusst in den Tagen seines fleischlichen Lebens zu seinem Volkstum hielt, so muss ein jeder von uns das auch tun. Mit heißer Liebe und nie wankender Treue gehören wir zu unserem deutschen Volke. Sein Schicksal muss uns Tag und Nacht auf dem Herzen liegen, sein Blut muss uns teuer sein, sein Wesen und seine Sendung müssen uns immer mehr bewusst werden. Deutsch bis in die Wurzel unseres Wesens sollen wir sein, gerade weil wir an Gott glauben, an den Gott, der der Schöpfer nicht nur der einzelnen Menschen, sondern auch der Völker ist.

Und wenn wir uns nun immer wieder in diesem Sinne darauf zu besinnen suchen, was denn das Wesen unseres Volkes und was seine Aufgabe ist, dann werden wir alle gerade aus unserer Geschichte darauf eine klare Antwort erhalten können, und zwar vor allem, meine ich, aus der Geschichte des deutschen Volkes, wie sie durch die Berührung von Christentum und Volkstum geformt ist.

16 An zwei Zeitabschnitte dieser Geschichte möchte ich hier nur kurz erinnern, [und zwar] zuerst an die Zeit, da die germanische Stämme sich freiwillig, aus völlig eigener Entscheidung dem Christentum zuwandten: Goten, Vandalen, Burgunder und Franken. Mit welcher Begeisterung haben sich diese Völker, als sie das Christentum geschaut hatten, diesem angeschlossen! Nichts von Zwang, nichts von Druck hat sie zu Christus geführt, sondern nur ihr freier Entschluss. Mit allem Nachdruck muss man das immer wieder betonen, denn je weniger die Frühgeschichte des deutschen Volkes noch gekannt wird, umso mehr macht sich die falsche Behauptung breit, dass die germanischen Stämme nur mit Gewalt, nur durch das Schwert zum Christentum bekehrt worden seien.

⁴ Matthäus 15.4; Markus 1.24

Als Beweis hierfür verweist man gern auf den Kampf Karls des Großen gegen die Sachsen. Allein jedermann sollte nunmehr endlich wissen, dass es sich hier nicht in erster Linie um einen Christianisierungsversuch handelte, sondern um eine Staatsunternehm[ung] allergrößten Ausmaßes. Karl der Große wollte die Sachsen dem Frankenreiche eingliedern, um die Einheit der germanische Stämme, von den Alpen (Apenninen) bis zur Nordsee, zu sichern. Dem aber widerstrebten die Sachsen. Karl der Große hielt diesen Widerstand im Interesse der deutschen Stämme für schädlich und unerlaubt; und die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Stämme, Sprachen und Kulturen eines Volkes zerfallen nämlich, entfernen sich voneinander, bis sie einander schließlich nicht mehr kennen, wenn sie nicht staatlich zusammengehalten werden. Man denke nur an die Sprache der Vlamen, an die Geschichte Hollands, der Niederlande und der Schweiz. Aus gewaltigen staatspolitischen Gründen also hat Karl der Große seinen Kampf mit den Sachsen geführt; das Christentum schwang nur nebenher mit. Nichts ist deshalb verlogener als die Behauptung, dass die Germanen den christlichen Glauben nur dem Zwange folgend angenommen hätten.

Ich darf zum Beweis für das Unsinnige dieser Behauptung auch noch darauf hinweisen, dass ein so deutscher Geschichtsforscher wie Mommsen ausdrücklich erklärt, dass die germanischen Stämme, als sie in der Völkerwanderung begriffen waren, allesamt den letzten Rest ihrer Religion aufgegeben hatten. Im Christentum wurde die religiöse Sehnsucht ihrer leer gewordenen Seelen erfüllt, und Hermann Dörries schließt seine lesenswerte Schrift „Germanische Religion und Sachsenbekehrung“ (Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht 1935): „Die Germanen haben in der Botschaft der Kirche den Ruf, der ihnen galt [vernommen?]....“

17 Nein, die germanischen Stämme sind nicht gezwungen zu Christus gekommen, sondern in freier Entscheidung, damals wie in anderen Zeiten; ich denke hier vor allem noch an die Reformation Luthers. Beide Male aber ist es dasselbe gewesen, was deutsches Empfinden und christlichen Glauben zusammenschmolz: Es war das Bewusstsein, dass der Mensch nur in dem Gott, den uns Christus gezeigt hat, beides besitzt, die Freiheit, zu der er berufen ist, und die Bindung, die er braucht.

Im Evangelium Jesu Christi liegen also die starken Wurzeln unserer Kraft. Von hier aus wird auch unsere Sendung in der Welt klarer. Darin besteht sie, dass wir der Welt vorzuleben haben die Freiheit in Gott und die Bindung an Gott und so eine Bresche schlagen für die neue Weltgesinnung und Weltgestaltung.

18 Das bedingt freilich auch eine rassische Aufgabe. Es ist durchaus richtig, wenn man sagt, dass ein Volk sich rassisch sauber erhalten solle; es ist das Lebensrecht auch der deutschen Nation, sich vor Überfremdung durch andere Rassen zu hüten. Aber, so entschieden wir das anerkennen, genauso entschieden wehren wir uns dagegen, dass man andere Rassen verachtet oder dass man gar unter dem Vorwande der Rassenpflege das Höchste bekämpft, das Evangelium Jesu Christi.

Herbert Hoffmann-Loss: Mein Großvater Erich Loß (1878-1941)
Anhang 3: Vortrag 1937 „Jesus und jüdisches Volkstum“

Ein Doppeltes soll uns nicht verloren gehen, so sehr wir unser Deutschtum pflegen: einmal die Achtung vor anderem Volkstum und dann das große Wissen um den Gott, der alle Völker in sein Heiligtum beruft. Unser Blickfeld muss immer auch auf das Letzte gehen, und das Letzte ist nicht die Rasse, sondern das Letzte ist die Herrschaft Gottes - das Reich Gottes, wie im Himmel, so auch auf Erden!